Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Vier und zwanzigster Theil.

Geschichte des Papstthums.

Fünftes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1829.

Geschichte

des

Papstthums.

Von

Dr. Ferdinand Philippi,
Großherz. Sächsisch. Hofrath.

Fünftes Bändchen.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1829.

Zwei Schwierigkeiten sind es, deren glückliche Ueberwindung den Werth einer Geschichte des Papstthums bedingt; sie machen auch der geübten Hand eines Meisters zu schaffen, und dürften selbst von diesem nicht überall mit vollkommener Genugthuung zu überwinden seyn. Von der einen Seite soll die Darstellung des Papstthums nirgends in eine bloße Geschichte der Päpste übergehn, weil jene auf allgemeinen Ansichten, Beziehungen und Zuständen, und nicht auf einzelnen Persönlichkeiten, Ereignissen und Umständen ruht; von der andern Seite läßt sich aber wieder der fortlaufende Faden des Papstthums mit seinen hervorspringenden Entwickelungsknoten nicht befriedigend, und am wenigsten anschaulich durchführen, wenn der biographische und chronologische Schematismus der Papstfolge auf die Seite geschoben wird; denn giebt er auch nur sparsame Aufschlüsse über das eigenthümliche Wesen und die fortdauernde Bewegung der Papstidee, und sinkt er sogar häufig zum trocknen Skelet herab, das keine Kunst mit dem Reiz

einer frischen Incarnation zu bekleiden vermag; so dient er doch dazu, die Verflechtung des historischen Gliederbaues anzuzeigen, die rechtmäßigen Abschnitte mit ihren Vor- und Nachzeichen in ein helleres Licht zu setzen und über den Stillstand, über scheinbares und wirkliches Rückschreiten ein summarisches Protocoll zu verzeichnen, aus dem die Aufmerksamkeit des denkenden Lesers mannichfaltige Ergebnisse ziehen kann, die ihm desto willkommener sind, je weniger sie ihm durch fremde Zubereitung verdächtig werden. Um beide Vortheile zu vereinigen, mag auch daraus für strenge Forderungen ein Nachtheil entstehen, soll es auch künftig bei der bisherigen Methode bleiben, so daß der aufgestellten Gallerie oder dem zusammenschrumpfenden Abriß der einzelnen Päpste bald ein Ueberblick ihrer Zeit vorangeht, bald nachfolgt, soweit es das allgemeine Interesse des Papstthums verlangt und erlaubt, natürlich nur innerhalb unbestimmter Grenzen, da eine scharfe Scheidung theils wegen Verkettung der Verhältnisse, theils aus Rücksichten literarischer Haushaltung unmöglich ist.

Fassen wir denn den äußern Schauplatz flüchtig ins Auge, auf welchem das Christenthum während dieses Zeitraums sich ausbreitete. Hier begegnet uns zunächst der Uebertritt der Longobarden zum Christenthume. Schon im zweiten Jahrhundert waren sie wahrscheinlich aus Skandinavien nach der Oder und Elbe vorgedrungen und dort seßhaft; im Anfange des sechsten erscheinen sie an den Ufern der Donau. Auf Veranlassung des Kaisers Justinian überschritten sie

diesen Strom, wozu sie bei ihrer Liebe zu Eroberungen wohl kaum einer äußern Aufforderung bedurften und versuchten hierauf ihre Kräfte gegen die Gepiden, die Bewohner des damaligen Norikums und Pannoniens; die Gewalt des Südens zog sie in mannichfaltigen Wanderungen nach den Küsten des adriatischen Meeres; aber erst nach 40 Jahren endeten sie, unterstützt von den Avaren den Vertilgungskrieg gegen die Gepiden. Der lange hartnäckige Kampf hatte ihre Kraft gestählt, und ihren geistigen Gesichtskreis erweitert; das Land der Ueberwundenen genügte ihren gegenwärtigen Bedürfnissen und Wünschen nicht; angelockt von den reichern und bequemern Genüssen, die ihnen der Schooß des nahen Oberitaliens darbot *), gründeten sie daselbst unter der Anführung Alboins, ihres ersten Helden und Mannes durch die Gewalt der Waffen sichere Niederlassungen (568—70). Die Griechen, Besitzer jener Gegenden, vermochten nichts gegen den kriegerischen Geist ungebrochner Natursöhne. Beim Ablaufe des Jahrhunderts blieb jenen nichts weiter übrig, als das eigentliche Exarchat zwischen der Hauptstadt Ravenna, Ancona und den Apen-

*) Der glückliche und große Feldherr Narses, unter dem die Longobarden in Italien gedient hatten, soll wegen erlittener Kränkungen vom griechischen Hofe, seine ehemaligen Waffengefährten in ihrem Vorhaben noch mehr bestärkt haben. Wie dem auch seyn mag, so darf man ihm auf jeden Fall nur einen untergeordneten Einfluß zuschreiben. Paul Diacon. libr. 11. cap. 5.

ninen und — die besondern Ducate von Rom und Neapel mit Inbegriff Apuliens. Die Longobarden waren schon Christen, als sie in Italien einbrachen; auf welchem Wege sie ihr früheres Heidenthum gegen das Christenthum vertauscht haben mögen, das man sich übrigens nur als einen rohen Firniß vorstellen darf, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen; wahrscheinlich hatten sie es von den Gothen überkommen, darauf führt der beiden Völkern gemeinschaftliche Arianismus. Den Longobarden wird von manchen Schriftstellern ein zwiefaches Unrecht zugefügt; einige schildern sie als völlige Barbaren, ohne irgend einen Funken von Gesittung und Bildung; andern legen ihnen umgekehrt zu feine und durchdachte Absichten bei, z. B. in Absicht auf ihren Religionswechsel und die anfängliche Beibehaltung des Arianismus *). Die Longobarden hatten das Christenthum gewiß nicht aus eigentlicher Ueberzeugung angenommen, für welche es ihnen schlechthin an Empfänglichkeit und eben so sehr an tüchtigen Werkzeugen der Belehrung fehlte; sie folgten der Macht sinnlicher Eindrücke, den Erregungen des Beispieles, die je länger je mehr wirkten und den dunkeln Aehnlichkeiten zwischen dem Glauben ihrer Vorfahren und der neuen Religion. Denn mochten sie das Christenthum auch nicht geradezu als eine besondere,

---

*) Der scharfblickende Planck (Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaft. Band 2. Seite 36 und 37) kann hier als Beleg dienen.

weiter ausgeführte Form des Heidenthums ansehn, so waren doch die Anklänge der letztern bei ihnen nur schwach, und gingen vollends auf ihren Zügen unter den fremdartigen Umgebungen verloren, so daß sie bei ihrem Uebertritt keinen merklichen Sprung zu thun hatten. Diejenigen unter den Dienern des Christenthums, welche an der Bekehrung der Heiden arbeiteten, nahmen es auch mit der vollkommenen Rechtgläubigkeit nicht eben genau, sie suchten vor allen die Gleichförmigkeit der äußern Gebräuche festzustellen, und bequemten sich auch dabei nachsichtig und duldsam der menschlichen Schwäche an, nicht bloß bei diesem oder jenem Volke, sondern überall, wo ganze Massen für das Bekenntniß des Evangeliums gewonnen werden. Es ist daher nicht glaublich und kaum denkbar, daß die Longobarden schon bei ihrer ursprünglichen Annahme des Christenthums von fern den politischen Vortheil erwogen haben sollten, der ihnen aus der Gemeinschaft des Glaubens für die Befestigung ihrer künftigen Eroberungen erwachsen könnte; eine so weit getriebene Speculation überschritt offenbar die Gränzen ihrer einfachen Vorstellungsweise; auch war ihre Bekehrung sicherlich nicht das Werk des Augenblicks, sondern einer allmähligen Entwickelung, wie schon daraus erhellt, daß sie bei ihrer Ankunft in Italien auch noch Heiden unter sich zählten, und den Arianismus überhaupt erst später zur Alleinherrschaft erhoben. Selbst Cloteswinde, die Gemahlin Alboins, eine fränkische Prinzessin, war als solche dem Katholicismus ergeben und sollte auf dringendes Anliegen des Erzbischofs Nicetius auch Alboin zum Proselyten

machen. Eben so mislich sieht es mit der Voraussetzung aus, nach welcher sie dem Arianismus unter andern auch deshalb treu geblieben seyn sollen, weil er ihnen in ihrem neuen Verhältniß gegen die alten Herrn des Landes, besonders gegen den römischen Patriarchen, zu Statten kam. Ein Auctoritätsglaube, wie der ihrige ohne Zweifel war, ist allerdings bestechlicher Natur; aber die Dauer desselben hängt unter einem grobsinnlichen, kriegslustigen Volke schwerlich von dem Grade politischer Aufklärung ab; der Gegensatz zwischen Arianismus und Katholicismus erhöhte bloß die Spannung der ohnehin feindseligen Verhältnisse, und in sofern kann man sagen; daß die religiöse Spaltung auch die politische zu heiligen schien. Der römische Patriarch fürchtete die Fortschritte und Umgriffe der Longobarden nicht ohne Grund; er sah seine geistlichen und irdischen Ansprüche von siegreichen Ketzern bedroht, denen er in der Fülle des Glücks keine Mäßigung zutrauen durfte. Die Longobarden wußten umgekehrt eben so gut, wie sie mit ihm daran waren, sie betrachteten die Macht der römischen Kirche auf dem Wege, den sie noch zurücklegen wollten, als einen unausweichlichen Widerstand und so schärfte auf beiden Seiten Sectenhaß die nationale Abneigung, welche unmittelbar aus dem Triebe der Selbsterhaltung und Selbstvergrößerung hervorging. In dem Maaße, als die Longobarden später ihre Macht befestigten, schwand auch der beunruhigende Verdacht gegen ihre katholischen Nachbarn dahin, sie bauten auf ihre bewährte Kraft und ihr gutes Glück. Der fortgesetzte nähere Verkehr führte

mit der Zeit ein besseres Verständniß herbei, und endlich gedieh es so weit, daß der longobardische König Reccared 587 förmlich zum Katholicismus übertrat. Sein Beispiel war die Loosung für zahlreiche Nachahmer, und einen noch größern Ausschlag gab Theodolinde, eine baierische Prinzessin, Gemahlin Agilulfs, dem Siege der Rechtgläubigkeit, wie anderswo im Zusammenhange der Begebenheiten umständlicher erzählt werden soll. Der Arianismus starb indeß nicht sobald aus, mehrere Bischöfe und Geistliche hielten ihn unerschütterlich fest, es folgten auch nach dem Tode Theodolindens und ihres Sohnes Adelwald wieder einige arianische Könige; dessen ungeachtet kam der Katholicismus in solche Aufnahme, daß unter der Regierung des Rotharis gegen das Jahr 640 fast in jeder Stadt zwei Bischöfe von den beiden entgegengesetzten Glaubensparteien waren.

Schneller und nicht von innen heraus, sondern durch eine ferne außerordentliche Sendung drang der Katholicismus in Britannien ein *), nachdem er daselbst bereits viel früher im zweiten Jahrhundert Wurzel gefaßt hatte. Nach einer wahrscheinlichen Vermuthung war er damals durch Handelsberührungen von den gallischen Küsten herüber gekommen. Die Urquelle desselben war Kleinasien, das mit Massilia, dem spätern Marseille, durch hin- und hergehende Schiffe in lebhafter Verbindung stand **). Er hatte mit

*) Vergleiche Neanders mehrmals angeführtes W

**) Palladius hatte schon um das J. 420 in Sch land u. Irland das Evangelium verkündigt.

der Ausbreitung der christlich-römischen Herrschaft gleichen Schritt gehalten und begünstigt von den Umständen, seinen Sitz noch über die Gränzen derselben hinaus erweitert. Der Abfall Britanniens vom römischen Reiche, zur Zeit des schwachen Kaisers Honorius (409) täuschte nur auf kurze Zeit mit dem Traume der errungenen Freiheit, denn die unwiderstehlichen Angriffe der kriegerischen Caledonier, der alten Erbfeinde, gaben dem, an sich und seinem Volke verzweifelnden Könige, Vortiger, den verderblichen Gedanken ein, die Sachsen von der Nordküste Deutschlands zur Vertheidigung herbeizurufen. Kaum hatten sie unter ihren Führern Hengst und Horst von der ihnen überlassenen Insel Thanet vorläufig Besitz genommen, so ließen sie zahlreiche Schwärme ihrer Stammgenossen nachkommen, denen sich Tausende von Jüten und Angeln anschlossen. Mit ihnen erschien ein unsichtbares Heer von Uebeln, das dem blinden Vertrauen gar bald die Augen öffnete, aber leider dennoch zu spät. Die wilden Gäste, welche Rettung bringen sollten, verwandelten sich in hohnlachende Gebieter und ihren vermeinten Besuch in eine bleibende Niederlassung. Nur der beim Theilen des unglücklichen Landes ausgebrochene Zwist verzögerte die Eroberung desselben noch einige Zeit und vermehrte dadurch das Elend der betrogenen Eingebornen. Endlich zerrissen die Häuptlinge sieben besonderer Horden die Insel in sieben einzelne Königreiche, die un-

---

tricius Palocius, ein Britte, wandelte auf diesem Wege fort, wirkte vorzüglich in Irland und starb (460) als Bischof von Armagh.

ter dem Namen der Heptarchie für Britannien ein bitteres Andenken zurück gelassen hat.

In Gallien und Spanien hatten die Sieger, wie zu seiner Zeit bemerkt worden ist, die Religion der Besiegten angenommen. Man konnte im ersten Augenblick dieselbe Wendung der Dinge aus denselben Gründen auch in Britannien erwarten, träten nicht hier bei näherer Erwägung die Verhältnisse in ein ganz anderes Licht. Zuvörderst mögen die Sachsen als umherschweifende Seeräuber, an und für sich ungleich barbarischer gewesen seyn, als die Gothen, Vandalen, Sueven und Franken zu der Zeit, in welcher sie Zöglinge des Christenthums wurden. Die Gewohnheit eines längern Beisammenseyns schließt nothwendig gewisse Keime gesellschaftlicher Einrichtungen in sich, und prägt denselben nach und nach das Ansehn gesetzlicher Bestimmung auf, welche den Gesammtwillen zügeln, und auf ein gemeinschaftliches Ziel richten. Bei einem Volke hingegen, dessen eigentliche Heimath nicht sowohl das Festland, sondern das Meer ist, zerreißt das Band der Genossenschaft leichter, es hält nur so lange, als der unmittelbare Drang der Nothwendigkeit dasselbe knüpft, und wie die Abentheuer sich ablösen, ohne Rast und Beistand, so wechseln auch die Theilnehmer in unsteter Bewegung ihre Plätze. Was der günstige Augenblick den beutegierigen Schwärmen bescheert hat, entzündet durch die Heftigkeit des Genusses und oft auch durch die Leichtigkeit des Erwerbs nur noch stärker die Gelüste der zügellosen Habsucht. Selbst die religiösen Begriffe unterwerfen sich den losgelassenen Trieben der nichtsachtenden Willkür und

huldigen dem Frevel, weil er Gewinn bringt. Bei solchem Verfall der Sittlichkeit, der bei keinem Korsarenvolke ausbleibt und bei den heidnischen Sachsen ohne Zweifel im rohesten Uebermaaße hervortrat, reicht fast allein hin, ihren unbezwinglichen Haß gegen das Christenthum der Landeseingebornen zu erklären.

Mit dem Widerstande der letztern wuchs auch die Erbitterung der furchtbaren Ankömmlinge und die Britten mußten sich ihrerseits mit allen Kräften der Verzweiflung wehren, weil sie abgesondert von der übrigen Welt ganz allein auf sich selbst beschränkt waren. Das Christenthum, wieviel es auch unter ihnen von seiner ursprünglichen Reinheit verloren hatte, reichte dennoch den Kämpfenden mannichfaltige Stärkungen. Die Sachsen fühlten den gewaltigen Einfluß desselben wie eine dämonische Macht und suchten ihn daher mit den Waffen an den offenen Quellen seines Lebens zu tödten. Das Blut der Erschlagenen war die Lustration, durch welche sie ihre Götter verherrlichten und ihren Aberglauben rechtfertigten. Die Briten standen ferner nicht unter einer fremden Botmäßigkeit wie Gallien und Spanien; sie hatten das römische Joch erst unlängst abgeworfen; es galt hier mithin nicht einen bloßen Tausch der Herrschaft, der selten große Selbstverläugnung kostet, sondern die geliebte Freiheit war unmittelbar zu vertheidigen. Hätten die Sachsen nicht so gewaltthätig zugegriffen, es wäre ihnen vielleicht gelungen, auf dem Wege des geselligen Verkehrs nach und nach mit den Eingebornen ein friedliches Abkommen zu treffen. Sie schlugen aber gerade das umgekehrte Ver-

fahren ein, und hauchten dadurch wider Wissen und Willen den Eingebornen einen Geist der Widersetzlichkeit und Unabhängigkeit ein, den sie früher gegen die Caledonier nur schwach bewährt hatten. In diesen Kampf um Seyn und Nichtseyn wurde nun auch das Christenthum als schroffe Scheidewand zwischen den entgegengesetzten Massen hineingezogen. Der Triumph des Heidenthums verkündigte den Sachsen zugleich mit der größten Gewißheit den Sieg ihrer Sache; darum setzten sie alle ihre Anstrengungen daran, und ließen nicht eher nach, als bis er vollkommen entschieden war. Sie konnten dieß um so zuversichtlicher versuchen, da die Insel, losgerissen von dem ohnmächtigen römischen Scepter, von keiner Seite auf christliche Hülfe rechnen konnte; denn die Franken hatten genug zu thun, sich selbst in Italien festzusetzen, und das religiöse Mitgefühl dieser Neubekehrten mochte auch an und für sich nicht sonderlich stark seyn. Nach Verlauf eines Jahrhunderts lebte das Christenthum nur noch wie eine dunkle Sage, in den Gebirgen von Wallis fort, worin es die verfolgten Flüchtlinge als ihr kostbarstes Eigenthum gerettet hatten; abgeschieden von fördernder Gemeinschaft, und zurückgedrängt durch das dumpfe Ringen mit den Bedürfnissen eines mühseligen Daseyns, erlosch es allmählig auch hier immermehr bis auf einige geistlose Ceremonien, die einsamen Trümmern in der Wüste gleichen. Desto mehr überrascht kurz vor dem Ende des sechsten Jahrhunderts die rasche Bekehrung der alten sächsischen Heiden, und zwar bei Gelegenheit eines geringen äußern Anstoßes. Wie sehr viel man

auch dabei auf den Wechsel der politischen Verhältnisse rechnet, welche die glücklich begründeten Eroberer von jeder Besorgniß befreite, so will dieser Grund doch nicht ausreichen; es muß außerdem zugleich eine Umbildung der ursprünglichen Sinnesart vorgegangen seyn, worin sich die wohlthätige, wenn auch langsame Anziehungskraft des Christenthums zu erkennen giebt. Von Wallis aus äußerte sich die Rückwirkung wohl nur sehr leise und unvernehmlich. Das Heidenthum der Sachsen ging wahrscheinlich zum Theil aus Mangel an frischem Zufluß und fortwährender Aufregung von außen in sich selbst zu Grunde. Das Schicksal des isolirten Christenthums wiederholte sich an ihm; beide Glaubensweisen verfielen durch ihre Abgeschiedenheit und kamen dadurch einander näher, so daß sie später wie von selbst zusammenflossen. Der Verkehr der Sachsen mit dem christlichen Auslande brachte die vorbereitete Entwickelung vollends zur Reife und überwältigte den Impuls des Heidenthums aus der Nähe und Ferne.

Schon die vollzogene Vermählung Ethelberts, des Königs von Kent, mit der katholischen Prinzessin Bertha, der Tochter des Königs Charibert von Paris, deutet darauf hin, daß unter den sächsischen Herrschern, wenigstens unter einzelnen, eine gewisse religiöse Duldung im Stillen erwacht war. Beda Venerabilis erzählt, es sey beim Abschlusse der Ehe die freie Ausübung ihrer Religion der künftigen Königin mit Bestimmtheit ausbedungen worden. Läßt sich auf dieses Zeugniß bauen, so erhebt es die vorhin geäußerte Vermuthung zur Gewißheit. Der damalige Papst,

Gregor der Große, der über das Wohl der gesammten Christenheit mit väterlicher Liebe wachte, aller Wahrscheinlichkeit nach bald hinlänglich unterrichtet von diesem in kirchlicher Hinsicht so merkwürdigen und verheißungsvollen Schritt, sandte unverzüglich 40 Mönche *) unter Anführung des Abts Augustinus als Missionair an den Hof des Königs Ethelbert, wo sie eine so günstige Aufnahme fanden, daß man sich kaum des Glaubens erwehren kann, Bertha möge denselben schon im Voraus den Eingang geebnet haben. Ethelbert ließ dem Augustinus in seinem Bekehrungseifer gänzlich freie Hand, nur der Gewissenszwang sollte vermieden werden. Nachdem vollends der König selbst durch die Taufe dem Christenthum geweiht worden war, machte der Letztere reißende Eroberungen. Sie setzten Augustin in den Stand, einige Bisthümer zu errichten, und sich selbst vermöge päpstlicher Bevollmächtigung als Metropolit der neuen Kirche aufzuführen. Bei der zweiten dortigen Weihnachtsfeier war der Zudrang der Proselyten bereits so stark, daß er deren Zehntausend auf einmal taufen konnte. Gregor gab dem Augustinus die Weisung, es mit den vorfindlichen heidnischen Gebräuchen und Sitten nicht allzu streng zu nehmen; er schrieb ihn in dieser Hinsicht eine gewisse Accomodationsmethode vor, in der Meinung, die kirchliche Reinheit werde sich mit der Zeit schon finden. So ertheilte er

*) Es sollen Benediktiner gewesen seyn, wie in seiner musterhaften Geschichte der vornehmsten Mönchsorden Döring behauptet, vielleicht mit zu großer Zuversichtlichkeit.

ihm auch den merkwürdigen, halb ernsthaften, halb lächerlichen Rath, nicht zu viele Wunder zu verrichten, sondern darin eine politische Sparsamkeit zu beobachten. Gregor selbst war dem Wunderglauben aufrichtig ergeben; sein Gemüth waltete in diesem Punkte über seinen Verstand vor und verknüpfte mit frommer Sorglosigkeit das Reich der Natur und Gnade. In einigen Provinzen der Heptarchie schritt das Bekehrungswerk zwar nicht so schnell vorwärts; es dauerte indessen nicht lange, so wehte das Panier des Christenthums auch unter den Ostangeln, den Unterthanen des Königs Edwin von Northumberland und den Einwohnern von Sussex, so daß die Auflösung des Heidenthums jener der Heptarchie noch vorherging.

Der Anbau des Christenthums in England und den Nebeninseln äußerte bald auch seine gesegneten Wirkungen auf die Ferne. Kolumban, einer der ersten und berühmtesten irischen Missionäre, trug die Fackel des Glaubens auch nach dem vogesischen Gebürge, nach Helvetien, Gallien und Italien, wo er 615 starb. Noch gehört zu seinen besondern Verdiensten die Bekehrung des Königs der Pikten und die Stiftung des Klosters Hy. Schon früher hatte St. Goar als Einsiedler am Rheine gepredigt. Gallus, der Schüler Columbans verbreitete das Christenthum vorzüglich in den Gegenden des Bodensees und Schwarzwaldes; ihm verdankte das Bisthum Costnitz und das Kloster St. Gallen ihren Ursprung. Sein Tod fällt in das Jahr 527. In gleichem Sinne wirkte Amandus und Eligius in Flandern. Durch den letztern drang das Chri-

stenthum auch in Friesland ein. Unter den Baiern lehrte Emmeran gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts; er starb 654. Auch Trudgert und Korbinian arbeiteten hier als Glaubensboten. Der erste Bischof von Speier war Athanasius, der Emmeran nur um 6 Jahre überlebte. Witfried lehrte auf der Reise nach und von Rom in Friesland, wo das Christenthum später von Radbod verfolgt wurde. Kilian aus Schottland trat in Ostfranken und besonders im Würzburgischen auf. Seine Wirksamkeit erlosch nur mit seinem Leben (689). Die Mönche Willibrad, Ewald, Svidbert, Wulfram, Wigbert lagen als englische Missionaire ihrem Beruf unter den Friesen, den Sachsen am Rhein, an der Niederelbe und an der Weser ob; Willibrad drang sogar bis zu den Dänen vor, aber ohne Erfolg *).

Es ist Sitte, den Uebertritt dieser und ähnlicher Völker zum Christenthum in einem vornehmen, nicht selten wegwerfenden Tone zu behandeln; stellt man die halbe oder ganze Aufklärung unsrer Tage, die sogenannte Religion der Mündigen oder der Vollkommenen als Modell zur Vergleichung auf, so ist nichts weiter dage-

---

*) Die Anfänge der Bekehrung Deutschlands liegen im Dunkeln; die Verwüstungen des Krieges hemmten und unterdrückten vielfältig das Wachsthum des ausgestreuten göttlichen Werkes. So sollen Allanus und Theonas aus Naxos schon im Beginn des fünften Jahrhunderts in der Umgegend von Mainz gelehrt haben. Nach der Mitte des fünften Jahrhunderts (470) war Severius für die Pflanzung des Christenthums in Norikum thätig gewesen.

gen einzuwenden, als daß es sich nicht gebührt, zwei ganz verschiedene und unverträgliche Weltlagen in eine unnatürliche Beziehung hineinzuzerren. Allerdings mochte es mit dem vernunftmäßigen Glauben der Neubekehrten nicht erbaulich aussehen, und auch ihre historische Bekanntschaft mit den schriftlichen Quellen unsers Glaubens war auf jeden Fall höchst dürftig, verdunkelt und erdrückt durch den Wust leerer, ungeordneter phantastischer Vorstellungen. Selbst die reinpractischen Lehren mußten sich allem Anschein nach eine fremdartige wundersame Einkleidung gefallen lassen, wie sie der Zeitgeschmack mit sich brachte. Dennoch hatte auch diese Schattenseite einzelne Lichtpunkte, welche die schwere Finsterniß durchstrahlten und erwärmten. Der Abgang deutlicher Erkenntniß wurde gemildert, durch die Macht geheimnißvoller Gefühle, sie legten dem gewaltthätigen Sinn zauberähnliche Fesseln an, und schreckten durch unwillkürliche Scheu. Die schwimmenden Nebel, welche die ursprüngliche Reinheit des Christenthums trübten, gaben demselben durch ihre dämmernden Reize die Farbe und Gestalt der Gegenwart; wie verworren nun auch diese war, wie wenig sie zu dem göttlichen Urbilde des Evangeliums paßten, so ging doch die vorläufige Aneignung eben deshalb leichter und sicherer von Statten. Was endlich den Vertrag und Zusammenhang der einzelnen sittlichen Gesetze und Pflichten betrifft, so schloß auch dieser sich unmittelbar, leider nur zu sinnlich, gewissen kirchlichen Gebräuchen und Vorschriften an. Die wahre Idee des Guten und Heiligen versank freilich unter der groben Umhüllung, aber es blieb doch immer

ein nicht ganz verwerfliches Surrogat übrig, und auch dieß war schon ein großer Gewinn, in Vergleich zu den wüsten Schlacken des Heidenthums. Die harmonische Verschmelzung von Vernunft, Gefühl und Phantasie zum Ausdruck einer lebendigen Frömmigkeit ist von jeher selten gewesen und wird es bleiben. Gewöhnlich waltet dieses oder jenes Element in der Mischung vor, wie z. B. in unsrer Zeit die zersetzende Kritik. Man sollte also wohl die Vorwürfe gegen die Auswüchse des christlichen Alterthums mäßigen, wenigstens nicht übertreiben, da es unter uns auch nicht an Höckern fehlt, die wir noch obendrein als Schönheiten sorgsam herausputzen. Betrachten wir einige der oft gerügten Mißbräuche etwas näher; von der einen Seite sind und bleiben sie anstößige Ausartungen des ursprünglichen Christenthums, von der andern Seite hängen sie aber auch wieder so natürlich mit der Gestalt der damaligen Zeit zusammen, und wirkten in einer und der andern Richtung so wohlthätig auf die öffentliche Sittlichkeit ein, daß sie das Urtheil zur Nachsicht und Milde stimmen. Allerdings gab es der willkürlichen Gebote zu viele; mochten sie aber auch dem Geiste einer gereinigten Sittenlehre wenig oder gar nicht entsprechen, so vergegenwärtigten sie doch durch ihre Menge und ihren sinnlichen Gehalt den allgemeinen Gedanken der gesetzlichen Verbindlichkeit, und schärften unter der Form der unverbrüchlichen Autorität dem schwachsinnigen und rohen Haufen, der des äußern Zwanges bedurfte, die Nothwendigkeit des Gehorsams tiefer ein. Gewisse Gebräuche, Ceremonien und gute Werke wurden als Mittel der

Sündenvergebung zum unvereinbaren Nachtheile der wahren Frömmigkeit häufig überschätzt und durch verkehrte mechanische Anwendung gröblich entweiht, dieß läßt sich nicht läugnen; sie leisteten indessen der Ausbreitung des Christenthums unter barbarischen Völkern einen unentbehrlichen Vorschub, schlossen an und für sich die Begleitung frommer Gefühle und Gesinnungen nicht aus, knüpften die Bande der sichtbaren Glaubensgemeinschaft fester und legten insofern den Grund zu künftigen Verbesserungen, vorzüglich durch die Stiftung des hierarchischen Gemeinwesens, aus welcher sich später die edlern Früchte der christlichen Gesittung entwickelten.

Dagegen erhoben sich durch die Glaubensrevolution, welche Mohamed in Arabien herbeiführte, und die mit Blitzesschnelle um sich griff, neue und große Gefahren für die Ausbreitung des Christenthums, das sich ohne diese plötzliche und gewaltige Hemmung wahrscheinlich bis zur Universalreligion erweitert hätte. Der Mahomedanismus hat von mehrern Seiten so tief auf das Schicksal des Christenthums eingewirkt, er ist überhaupt von einer so großen geschichtlichen Bedeutung, und diese erregt unter den gegenwärtigen Phasen des türkischen Halbmondes eine so gespannte Aufmerksamkeit, daß eine nähere Darstellung desselben hier nicht am unrechten Orte seyn dürfte. Die anschauliche Erkenntniß seines Ursprunges und Geistes nöthigt zu einem Rückblick auf die interessante Eigenthümlichkeit des Landes, aus dessen Schooße er hervorging.

In den Gegenden des untern Euphrat, in der von der Natur selbst gesetzten Gränzscheide

der beiden Weltreiche, des römischen und persischen, da erstreckt sich viele Tagereisen lang und breit eine todte Wüste. Die schönen Länder, Syrien im Westen, Al-Dschesirah (Mesopotamien) im Norden, und Irak (Babilon) im Osten verlieren sich durch allmählige Uebergänge in deren traurigen Sand. Jenseits im Süden dieser Wüste liegt, oder wird vielmehr gebildet, durch den fortwährenden Zug derselben, die Halbinsel Arabien. Durch das rothe Meer mit seinen beiden Busen, dem arabischen und persischen auf drei Seiten, auf der wüsten durch das Sandmeer von der übrigen Welt geschieden, blieb dieses Land der Wunder Jahrtausende lang fast ohne alle wirkende oder leidende Theilnahme an den Schicksalen der auswärtigen Völker, ein geheimes Vorrathshaus von Kräften, welche zu großen Bestimmungen heran reiften.

Arabien, mit Inbegriff der nördlichen Wüste, enthält den vier- bis fünfmaligen Flächenraum von Deutschland. Seine Beschaffenheit im Allgemeinen ist jener der africanischen Sahara ähnlich, nur daß es mehr Gebirge, zumal längs der Küste und in einigen Gegenden etwas mehr Wasser hat. Doch sind die meisten Berge nacktes Gestein, die meisten Quellen dürftig und vom Salpeter und Salz geschwängert, die grünenden Räume gleich kleinen Eilanden in Sandmeeren zerstreut. Dieser Sand, von den senkrechten Strahlen der Sonne glühend, versengt den Fuß des nicht eingebornen Wanderers, raubt durch den heißen Qualm, der ihm entsteigt, den Athem, und erschreckt durch die darin schwimmenden Truggestalten. Wenn aber der Wind ihn wie Mee-

reswogen aufthürmt und niederweht, dann begräbt er ganze Caravanen, ganze Heerden in seinem Schooß.

In diesem Lande des Todes, wie man so schauerliche Wüsten nennen möchte, erhält sich gleichwohl das Leben durch wunderbare Vorkehrung der mütterlichen Natur. Anstatt des Regens fällt hier ein äußerst häufiger Thau und erquickt die Pflanzen, welche einsam im Sand und Gestein ihre Wurzeln schlagen. Von denselben reichen einige den Menschen genießbare Früchte, andere ein nährendes Harz dar; die geringsten dienen dem genügsamen Kameel zum Futter. In den südlichen Gegenden aber, zumal in den Küstenländern, wo höher liegende Thäler, kühlere Lüfte und häufigere Quellen sind, da ist auch reicheres vegetabilisches und animalisches Leben; da wird Korn und Reiß gebaut, köstliche Südfrüchte, auch Zuckerrohr und Trauben gedeihen, Weihrauch, Myrrhen, Kaffee erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, und geben den vielgesuchten Stoff eines lebendigen fernhin wirkenden Handels.

Dieser südliche schönere Theil der Halbinsel wird darum das glückliche Arabien genannt, ist aber, da auch hier die Wüste vielarmig streift, solcher Benennung nur vergleichungsweise werth. Seine gesegnetsten Länder sind Owan (am persischen Meerbusen), Hadramant, Fertach und vor allen Yemen (an den beiden andern Meeren) der Homeriden viel gepriesenes Land.

Im Norden werden das peträische und das sandige oder wüste Arabien, in strengerer Bedeutung, unterschieden. Ersteres von seinen Felsge-

birgen oder eigentlicher von der Stadt Petra, also genannt, reicht von der egyptischen Gränze und dem Sinai-Gebürge über das Küstenland des aralischen Busens, welches den Namen Hedjaz (Hedschas) führt und die heiligen Städte Mekka und Medina enthält. Letzteres begreift die weiten Wüsten von Syrien, Al-Dschesira und Irak und südlich daran die Länder Hedscher, das höhere Nedjed im innern Lande und Jamalnah, den Sitz des berühmten Stammes Donaisah. Doch sind die Gränzmarken des petrāischen und wüsten, zumal gegen das glückliche Arabien, sehr unbestimmt und die ganze Eintheilung den Einheimischen, welche bloß die einzelnen Provinzen nennen, unbekannt.

Die Natur eines Landes und die Sitten seiner Bewohner sind immerdar in enger Verknüpfung. Doch wird oft der Boden durch die Menschen bezwungen; oft muß der Mensch sich unter das stärkere Naturgesetz des Landes beugen. Also in Arabien. Wenige Strecken darin sind der Cultur fähig, — und dort allein mögen wir die Vorschritte — mitunter auch Rückschritte menschlicher Beschäftigung, als des Fischfangs, des Jagens, der Viehzucht, des Ackerbaues oder der Handlung wahrnehmen. Aber die allermeisten Gegenden sind da bloß zur Viehzucht tauglich und von jeher sind deren Bewohner auch Hirten, Nomaden u. s. w. gewesen. Die Hauptmasse der arabischen Nation trieb in den ältesten Zeiten und treibt noch jetzt das Hirtenleben. Dieselben grünenden Eilande im Sandmeere, dieselben Brunnen wie vor Jahrtausenden, dienen noch heut zum Sammelplatz, zum wechselnden

Aufenthalt der Beduinen. Zwei kostbare Thiere zumal machen ihren Reichthum aus, das Kameel und das Pferd, beide einheimisch in Arabien und von der edelsten Race.

Das nomadische Leben in einem unfruchtbaren Lande mag ohne Handel nicht bestehen. Von jeher haben die Stämme Arabiens durch Verkehr unter einander und mit dem Ausland sich, was sie außer ihren Heerden bedürfen oder wonach sie lüstern sind, zu verschaffen gesucht. Einige Gegenden, etwa durch die Lage zu solchem Verkehr vorzüglich geeignet, oder auch durch vergleichungsweise Fruchtbarkeit zum ansässigen Leben einladend, sind auch eigends von handelnden oder ackerbauenden Stämmen seit den ältesten Zeiten bewohnt, und Städte in nicht unbeträchtlicher Anzahl bilden durch ihr regeres Leben einen anziehenden Contrast mit dem gewöhnlichen Schweigen der Wüste.

Aber der Hauptcharakter des Nomadenlebens ist, — wo nicht besondere Umstände der Natur entgegenwirken — die Freiheit. Die Kinder der Wüste, im Schooß der freien Natur erzogen, gesund, stark, genügsam, bedürfen die Einschränkungen und Gängelbänder der bürgerlichen Gesellschaft nicht und ihr stolzer Geist verschmäht sie. Dem Aeltesten der Familie oder dem Würdigsten derselben wird eine freiwillige mehr als gezwungene Folge geleistet und auf ähnliche Weise unter den Geschlechtern, die einen Stamm bilden. Das eine ist zum anführenden bestimmt. Gemeinsames Interesse oder künstlich geweckter Enthusiasmus mögen die vielen Stämme zu einer Nation, ihre Streiter zu einem Nationalheer ver-

einigen, aber solche Vereinigung ist immer nur vorübergehend und lose. Selbst jene, welche Mahomeds Genius bewirkte, löste sich auf, als seine Nachfolger den Sitz der Herrschaft im Auslande aufschlugen. Die Beduinen, wiewohl einander näher gebracht durch die gleiche Religion verschmähten doch die zahme Folgsamkeit der übrigen Unterthanen des Chalifen, ihre enge Zusammenkoppelung an eine gemeinsame Kette, und führten ihr altes Leben der Unabhängigkeit und Isolirung fort.

Die innere Freiheit giebt Muth und Kraft zur Behauptung der äußern; doch ist auch diese bei den Arabern so sehr Geschenk des Bodens als eigenes Verdienst; beide sind natürliche Früchte der Wüste und köstlichere als die reichsten Fluren Italiens oder die gepriesensten Paradiese Asiens darbringen. Oefters ist die Eroberung Arabiens versucht, aber nie vollendet worden. Egypter, Perser, Römer haben nacheinander ihre Waffen hingetragen, aber nur mit geringem Erfolg und meistens zum eignem Verderben. Hunger, Durst, Mühseligkeit rieben die Heere auf in der unwegsamen Wüste; oft verschlang sie das sturmbewegte Sandmeer. Unerreichbar, wunderschnell mit ihren Rossen und Kameelen verschwinden die Eingebornen vor der Uebermacht, lauern in den verborgenen Gründen, bei den geheimen Quellen und brechen hervor, schnell und allgegenwärtig, sobald die Erschöpfung des Feindes dessen Niederlage vorbereitet. Nur Yemen — überhaupt Südarabien — wenn es zur See angegriffen wurde, — denn zu Lande ist die Wüste seine undurchdringliche Vormauer — mochte leichter bezwun-

gen werden. Hier bietet der Boden solche Hindernisse nicht dar, und die durch Bequemlichkeit und gewohnten Genuß geschwächten Bewohner eines fruchtbaren Landes, neigen sich zur Feigheit und Folgsamkeit der übrigen Südasiaten. In Yemen traten früher die Abyssinier, später die Perser als Eroberer auf. Noch führte ein Statthalter Persiens hier die Gewalt, als Mohameds Sendung Arabien und die halbe Welt aus ihren Angeln riß.

In dem Charakter der Araber spricht sich der allgemeine orientalische Geist aus, näher bestimmt durch die Eigenheiten dieses Landes, dieser Sonne, dieser Sitten, Verhältnisse und Verfassung. Seine wichtigsten Züge sind Folgen der Freiheit und des nomadischen Lebens, so wie beides die Wüste gebeut, demnach klimatisch und örtlich wie dieses selbst und alles andere.

Die Araber sind eines feurigen und hohen Geistes, von überreicher, kühner Phantasie und schnell entglühendem Enthusiasmus. Sie lieben die Dichtkunst und sind leichter durch die Kraft der Worte als des Scepters oder des Schwerdtes zu lenken. Sie sind freiheitsstolz, unerschrocken, ausharrend, mäßig ernst, großmüthig, gastfrei; aber auch räuberisch, rachsüchtig, leidenschaftlich, unruhig, wandelbar. Gefährliche Feinde, unzuverlässige Bundesgenossen, ihre Pflicht nach ihrem Wohlwollen, ihr Recht nach ihrer Kraft ermessend, allem Fremden abgeneigt, im Zorne grausam.

Die Kraft dieses Volkes hatte bis dahin nur in einheimischen Fehden (1700 Treffen wurden gezählt vor Mohameds Zeit; ein vierzigjähri-

ger Krieg wurde durch zwei Pferde veranlaßt) oder in vereinzelten Raubzügen, in theilweiser, bezahlter Hülfsleistung an Fremde, endlich in wenigen Vertheidigungskriegen an den Grenzen sich geübt. Die Gesammtkraft der Nation hatte sich noch nie entfaltet. Gleichwohl bestand, über ganz Arabien ausgebreitet, eine seit alter Zeit unvermischte, durch Gemeinschaft des Namens, der Sprache, der vorherrschenden Sitte und hernach vermuthlich der Herkunft verbundene Nation. Dieselbe erhielt sich in ihrer Absonderung, wiewohl nach und nach eine nicht unbeträchtliche Menge neuer Ankömmlinge unter ihnen sich ansiedelte. Sabäer, schon zu Cyrus Zeit, später aber Magier, Juden und Christen, aus allen benachbarten Ländern (unter den Christen zumal die verfolgten Ketzer) so wie durch die wechselnden politischen und kirchlichen Revolutionen eine Secte gedrängt wurde, flohen in die Freistätte der Wüste, und fanden unter den heidnischen Arabern die Duldung, welche sie von den Genossen einer reinen Religion nicht erhalten konnten. Die Begriffe der Sabäer, göttliche Verehrung der Gestirne, waren, wenn auch minder ausgebildet, bei den Arabern schon von Alters herrschend; jene welche aus Zoroasters, Mosis und Christi Lehre stammen, vor allen die Idee eines höchsten Gottes, wurden durch den Verkehr mit den Fremden allmählig in Umlauf gesetzt. Noch hatten sie den Sieg über die ererbten rohen Ideen des Fetisch und der Abgötterei nicht erhalten; aber es war das arabische Volk doch vorbereitet worden zu ihrer Aufnahme und hierdurch zu der großen Umwälzung, die in der, von der

Vorsehung bestimmten Zeit über dasselbe und von ihm über die halbe Welt kommen sollte.

Der Stifter dieser Revolution muß wohl ein hohes Interesse erregen. Allein die Entfernung macht seine Züge fast unkenntlich, und Geschrei der Parteifurcht übertönt der ächten Ueberlieferung leisen Ruf. — In dem Stamme Koreisch, welcher in dem vor Alters heiligen Mekka herrschte, dem edelsten in Arabien durch Thatenruhm und Sprache, und in der Familie Haschem, welcher die Anführung des Stammes und die Bewachung der Kaaba *) erblich, durch viele Geschlechter zustand, wurde im fünfhundert neun und sechzigsten Jahre unserer Zeitrechnung **) als Justinian 11. im vierten Jahre das römische Reich verwaltete, ein Jahr nach der Eroberung Oberitaliens durch die Longobarden — Abul Kasem Mohamed (der Ruhmwürdige) geboren. Sein Vater Abdallah war der Stolz des Stammes durch Schönheit und Tugend. Sein Großvater

---

*) In Mekka war schon vor Jahrhunderten — wahrscheinlich vor unsrer Zeitrechnung — zum Dienst des Saba ein schlichter viereckiger Tempel erbaut worden. Dieser ist die Kaaba. In seiner südwestlichen Ecke war ein schwarzer Stein eingemauert — Symbol der Göttin Ozza oder Allat (Venus) wie man glaubt, — welchen die Pilgrimme noch jetzt mit Andacht küssen. Um dieses alte Nationalheiligthum ist von den Kalifen ein weiter prächtiger Tempel mit vielen Thürmen aufgeführt worden.

**) Die Angabe von Mohameds Geburtsjahr schwankt übrigens bei den Chronologen zwischen dem Zeitraume 568 — 581.

Abdel Motalleb hatte Mekka, welches die Abyssinier belagerten, durch weise Entschlossenheit gerettet; sein Urgroßvater Haschem hatte eine Hungersnoth durch Aufwendung seiner Schätze gestillt. Von so edlen Vorfahren erbte Mohamed gleichwohl nur ein kleines Glück. Frühe ward er Waise. Die Habe seines Großvaters fiel meistens den Oheimen zu, und er erhielt für seinen Antheil nicht mehr als fünf Kameele und eine Sklavin. Abu Taleb, unter den Oheimen der Geehrteste, jetzt Anführer des Stammes, übte Vaterrecht über den verwaisten Jüngling, bis derselbe die Hand der Kadischah einer reichen Wittwe, deren Handlungsgeschäfte er als treuer Diener geführt hatte, erhielt und dadurch zu Vermögen und Selbstständigkeit gelangte.

Mohamed war 40 Jahr alt, und noch umschloß der Kreis eines stillen Privatlebens seine Schritte. Jetzt vernahm er den höhern Ruf, trat auf (608) — anfangs unter wenigen eng Vertrauten, dann öffentlich in der Familie Haschems, endlich vor allem Volk — den Koreischiten und Fremden — in der Kaaba und überall, wo er Zuhörer fand — als gottgesandter Lehrer der einzig wahren Religion.

Mohameds Hauptlehre: „Es ist nur Ein Gott" enthält die erhabenste, heiligste Wahrheit, und auch der unlautere Zusatz: „Mohamed ist sein Prophet" möchte — entweder als aufrichtige Selbsttäuschung und Schwärmerei oder als heilsamer Betrug, um die Hauptlehre wirksamer einzuschärfen, oder endlich durch eine freiere Deutung des Wortes Prophet, wonach jeder, der den innern Drang fühlt, eine entdeckte große

Wahrheit zu verkünden, als von Gott hierzu berufen gelten kann — entschuldigt oder gebilligt werden, wofern nicht Mohamed durch seine Strenge in Festsetzung, durch seine Härte in Behauptung seiner Prophetenwürde solche Nachsicht verwirkt hätte. Selbst bürgerliche Gesetzgeber im Alterthum, wie z. B. Solon, Lykurgus, Numa, haben vielfältig die Berufung auf eine höhere Weise nöthig erfunden, um den weisesten Anordnungen Eingang und Dauer zu verschaffen *). Doch stolzer und unbedingter als jedes andern Gottgesandten klangen Mohameds Verkündigungen. Nicht nur göttliche Lehren, auch unmittelbar göttliche Worte sind es, die er vorbringt. Er ist der Größte und Letzte aller Propheten. An ihn zu glauben ist unumgänglich nöthig zur Seligkeit, und — so setzt er hinzu, als die Verfolgung der Gegner ihn gereizt, schwellende Stärke ihn ermuthigt hatte — eine Pflicht, deren Erfüllung, wo die Lehre nicht hinreicht, durchs Schwerdt eingefordert wird.

Aber langsam und schwierig waren die ersten Fortschritte des Propheten. Der Nimbus der Größe, noch mehr jener der Heiligkeit fordert Entfernung, um gesehen zu werden. Mohamed trat unter seinen Verwandten und Mitbürgern auf, die ihn zu genau, als einen der Ihrigen kannten, um sofort sich unter seine höhere Würde zu beu-

---

*) Der Polytheismus erlaubt und begünstigt freilich ein solches anmaßliches Vorgeben weit mehr, als der Monotheismus, so daß zwischen beiden Glaubensweisen in dieser Hinsicht kaum eine Vergleichung statt findet.

gen. Er hatte für sich die Wahrheit der Hauptlehre, die Kraft natürlicher Beredtsamkeit, durch Begeisterung erhöht, und ein zugleich imponirendes und anziehendes Aeußere. Gegen ihn waren: eingewurzelte Vorurtheile, blinder Fanatismus, Neid und Parteihaß. In 3 Jahren hatte er nur 14 Proselyten gewonnen, worunter Kadischah, seine Gattin, Zeid, sein Sklav, der junge Ali, Abu Talebs heldenmüthiger schwärmerischer Sohn, und der ehrwürdige Abubeker, Mohameds vielgeprüfter Freund. Zehen Jahr später war, wiewohl von fremden Pilgrimmen eine bedeutende Zahl seine Lehre angenommen, noch immer der Koreischiten größter Theil derselben fremd, und selbst im Hause Haschem der Widerstand groß. Doch schützte Abu Taleb, obschon er selbst die Neuerungen haßte, den Neffen vor der Gewalt der Feinde, und Familienpflicht verband die Haschemiten alle zu solchem Schutz. Da entbrannte der Krieg der Koreischiten gegen Haschems edles Haus, und es ward nach Abu Talebs Tode die Anführung des Stammes an Abu Sophian, das Haupt des Hauses Ommajah gegeben.

Dieser, vom alten Familienhaß gegen die Haschemiten und vom Fanatismus getrieben, bewog die versammelten Häupter der Koreischiten und ihrer bundesverwandten Stämme zum Bluturtheil über Mohamed. Aus jedem Stamm — zur Verkündung der Nationalrache — sollte ein Schwerdt in sein Herz gestoßen werden. Der Tag ward bestimmt, die Mörder umringten des Propheten Haus. Er aber, durch Alis heldenmüthige Treue, rettete sich in die Wüste und gelangte, begleitet von Abu Bekir, fast wunderbar

den Verfolgern entrinnend, in 16 Tagen nach Medina *) der Stadt des Buches oder des Unterrichts, deren Bürger, schon früher dem Gott Mohameds huldigend, einen geheimen Bund mit dem Propheten geschlossen hatte, und ihn jetzt mit lautem Jubel empfingen. Die beiden Hauptstämme dieser Stadt, sonst durch erbliche Feindschaft entzweit, hatten sich in dem gemeinsamen Glauben liebend vereinigt, und bildeten jetzt in brüderlicher Verbindung mit den herbeieilenden Flüchtlingen von Mekka den ersten lebendigen Keim von Mohameds Reich.

Derselbe entwickelte sich und erstarkte binnen 10 Jahren schon zum gewaltigen Baum, welcher ganz Arabien überschattete, und jenseits der Wüste bis nach Syrien an den Euphrat reichte. Vertheidigung und Rache gegen die Verfolger von Mekka entzündete den Krieg, welchen bald Fanatismus oder wachsender Ehrgeiz des Siegers in einen allgemeinen gegen die Ungläubigen überhaupt verwandelte. Aber die Schlachten Mohameds und seiner Feldherren — die Schriftsteller zählen deren gegen 50 — von dem ersten Siege bei Beder, wo sein Heer aus 313 Mann bestand, bis zum Zuge gegen das griechische Reich, auf welchem 20,000 Krieger zu Fuß und 10,000 Reiter seiner Fahne folgten, als: die Niederlage bei Ohud, der Krieg des Grabeas wurde glück-

*) D. h. die Stadt, — auch Med = al Naby (Stadt des Propheten) genannt, vor Alters aber Jatschreb, liegt gegen 60 Meilen nördlich von Mekka in einer traurigen Wüste.

lich geführt gegen zahlreich verbündete Stämme, dann die grausamen Fehden gegen die jüdischen Stämme der Kainokiten, Nedhiriten, Koaidhiten, und die Stadt Chaibar, endlich die mehr durch List als Gewalt bewirkte Unterwerfung von Mekka und hierauf mit verstärkter Kraft der entscheidende Krieg gegen die Götzendiener, die gefährliche Schlacht im Thale Honain, die Eroberung des starken Tajef und ihre Folge, die freiwillige Huldigung aller übrigen Festen und Stämme, nicht minder der Zug gegen das griechische Reich, die blutige Schlacht bei Mula und die Unterwerfung der Stämme vom Euphrat bis zur Spitze des arabischen Meeres sind zwar reich an interessanten, hohen ergreifenden Zügen, gehören indessen nicht dem allgemeinen Ueberblick, sondern der Darstellung des Einzelnen an.

In dieser thatenreichen Periode von Mohameds Leben sehen wir den hohen Charakter des Sohns, des unerschrockenen, doch friedfertigen Predigers der Wahrheit allmählig in jenen des fanatischen Priesters und des ehrgeizigen Eroberers übergehn. Widerstand hatte seinen Eifer heftiger aufgereizt und Verfolgung seinen Zorn entflammt, zunehmende Stärke seinen Stolz erhöht. Nicht mehr im Tone der Lehre, welche zu überzeugen wünscht, im Ton des strengen Gebots, das Unterwerfung fordert, und mit Feuer und Schwerdt verkündete er jetzt die Einheit Gottes, so wie seine eigne Prophetenwürde. Die Zeit der Duldung war vorüber, den Ungläubigen wurde Krieg erklärt über die ganze Erde. Im Namen des unendlich Gütigen wurden dessen Geschöpfe zu vielen Tausenden geschlachtet, zur

Ausbreitung der Wahrheit Trug, Meineid, verworfene Tücke verübt, jedes menschliche Gefühl verläugnet, jedes Menschenrecht niedergetreten, zur Einschärfung humaner Gesetze.

Mit gerechter Entrüstung verfolgen wir den Propheten auf dieser blutbefleckten Bahn. Nur zwei Betrachtungen mögen die Strenge des Urtheils mildern: die Möglichkeit, daß er selbst durch die Schwärmerei verführt, die Rechtmäßigkeit jedes Mittels zur Behauptung der Ehre Gottes aufrichtig geglaubt habe und dann die giftartige Einwirkung der Herrschaft auf des Menschen Gemüth.

Mohamed starb im 63sten Jahre seines Alters und im zehnten seiner Vertreibung aus Mekka. Seinen Charakter zeichnen, ist an sich schwer, noch solches mit Beifall thun nach Gibbon. Seine Thaten liegen vor uns, aber zu ihrer moralischen Würdigung wäre nöthig, des Propheten Herz und die innersten Geheimnisse seines Gemüths zu durchschauen. Die Geschichte verläßt uns hier. Psychologie, Philosophie, Menschenkunde mögen allein durch vernünftige Muthmaßungen ihren Mangel ersetzen. Doch über die Gaben und Talente Mohameds können wir nach den unverwerflichsten Zeugnissen und nach seinen Werken ein historisch begründetes Urtheil fällen. Er erscheint uns als ein Mann, welchen die Natur nicht *einen* jener äußern und innern Vorzüge versagt hatte, welche den Mann des Volks, dem kräftigen Reformator nöthig sind. Schönheit, Adel im Antlitz und Gestalt, Imponirendes und zugleich Anziehendes im Blick wie in der Gebehrde, Wohllaut, Vollton der Stimme, hierzu ein scharfer Verstand, schnelles Urtheil, lebendiges

Gefühl, reiche und glühende Phantasie und — die Frucht von dem Allen — ein nie erschöpfter Strom natürlicher Beredtsamkeit, deren siegreicher Nachdruck durch jene äußern Gaben verstärkt wurde, endlich Kühnheit, Beharrlichkeit, hohe Genialität, genährt durch einsame Betrachtung, beflügelt, entzündet durch den Geist der Schwärmerei.

So viele Gaben der Natur machten, zumal in Beziehung auf das Volk, unter welchem Mohamed auftrat, die künstliche Bildung entbehrlich. Mohamed konnte weder lesen noch schreiben. Doch hatte er auf einigen Reisen nach Syrien (die er in Geschäften der Kadischah gethan) und noch in Mekka selbst durch Umgang mit Einheimischen und Fremden den Gesichtskreis seines Verstandes erweitert und einem empfänglichen Geist giebt jedes Thun und jedes Leiden Belehrung.

Mohameds Privatleben, wenn wir seine Unenthaltsamkeit im Punkte der Liebe ausnehmen, wo jedoch das Klima und die Nationalsitten zu berücksichtigen sind — war unschuldig, erbaulich, tadellos. Der Beherrscher Arabiens so wie früher der Bürger in Mekka, nährte sich von Gerstenbrod und Datteln. Milch und Honig war seine kostbarste Erquickung, sein Lager ein Teppich auf bloßer Erde. Gleich einfach Wohnung, Kleidung und die ganze Weise. Doch alles das, so wie seine Andacht, seine Milde, die wohlthätige oder gemeinnützige Verwendung der Opfer der Gläubigen und der Feindesbeute (der fünfte Theil der letztern fiel jedesmal **ihm** zu) lag theils im allgemeinen Charakter des Arabers

und des Kriegers, theils mochte es nothwendig oder räthlich scheinen zur Behauptung der Prophetenwürde und der Heiligkeit, demnach sowohl Klugheit als Tugend seyn *).

Mohameds Söhne starben noch vor dem Vater hinweg; von seinen Töchtern überlebte ihn nur Fatime, Alis Gattin, Hasan's und Hoseins Mutter, die Ahnfrau eines zahlreichen Geschlechts. Außer der Kadischah, die egyptische Sklavin Maria ungerechnet, hatte Mohamed noch mit zeilf Frauen in unfruchtbarer ehelicher Verbindung gelebt. Die größten und gerechtesten Ansprüche auf die Erbschaft der prophetischen Würde und Macht hatte Ali, Mahomeds Verwandter und Eidam, Retter in der höchsten Gefahr, einer von den Erstlingen seines Glaubens, und fortwährend dessen treuester und tapferster Hort, von ihm selbst schon beim Antritt seiner öffentlichen Laufbahn zum Chalifen (Stellvertreter) oder zu seinem zweiten Ich ernannt. Die feindselige Thätigkeit Ayescha's, der Tochter Abubekers, der schönsten unter Mohameds Frauen, die unruhige Freiheitsliebe der Großen, erblichen Ansprüchen abgeneigt, und der leidenschaftliche Haß Omars gegen Ali und die Haschemiten wandten mit Uebergehung Alis,

*) Die vorstehende Schilderung ist von Rottecks allgemeiner Geschichte (vierter Band Seite 259 u. d. f.) entnommen. Ein Auszug der kräftig und geschickt zusammengedrängten Skizze war nicht wohl möglich und eine Paraphrase schien ein unerlaubter Eingriff in die Rechte des geistreichen, für Wahrheit, Recht und verfassungsmäßige Freiheit hochentglühten Verfassers.

der würdig zu entsagen wußte, die neugestiftete Herrschaft den Händen Abubekers zu. Er behauptete sie nicht länger als zwei Jahre durch; Tugend und Weisheit verließen ihn eben so wenig im Kriege, als im Frieden. Die Hader der Zwietracht hatte er durch die Macht seiner Persönlichkeit glücklich abgewehrt, und obwohl Sieger über mehrere Völkerschaften, hinterließ er von der reichen Beute nicht mehr als 5 Goldstücke. Auf die Empfehlung des Sterbenden folgte Omar als Herrscher; Ali trat durch stille Unterwerfung dem Willen der Volkshäupter bei, die den Wunsch Abubekers aus freiem Antriebe zur Kraft eines Gesetzes erhoben. Unter Omar beginnt die Heldenblüthe der Araber, sie breiteten ihre siegreichen Waffen über Syrien, Persien, Egypten aus. Die Hand eines Meuchelmörders gab Omar den Tod, nachdem er zehn Jahre im Geiste und nach dem Beispiele seines großgesinnten Vorfahren regiert hatte. Jetzt kam die oberste Gewalt, jedoch mit einigen angelegten Fesseln an Othman, dem Geheimschreiber des Propheten, und zwar durch Entscheidung der Zeche oder der leitenden Wahlversammlung. Alter und Gemüthsart hemmten seine öffentlichen Schritte, doch drangen die Araber unter ihm mit gewohntem Kriegsglück in Kleinasien, Armenien, Nubien ein, und eroberten Cypern nebst Rhodus. Othmans Güte galt für Schwäche. Diese gefährliche Meinung, die er zum Theil verschuldet hatte, erzeugte unruhige Bewegungen und verderbliche Leidenschaften; sie arteten zuletzt in einen wilden Aufruhr aus, der in der Erstürmung Medina's und der Ermordung des 82jährigen Chalifen den Gipfel erreichte.

Erst jetzt nach 23jähriger Zurücksetzung wurde Ali an die Spitze der Regierung gestellt; die heftig erschütterte Zeit verlangte ein kraftvolles Oberhaupt; Ali, der wegen seiner Tapferkeit und Großmuth den Ehrennamen des Löwen führte, schien mehr als jeder andre geeignet, den übergetretenen Strom des Unheils in ein sicheres Ufer zurückzuführen. Der Erfolg spottete dieser an sich nicht unbegründeten Hoffnung. Ali hatte mit innern Parteiungen zu kämpfen, vorzüglich mit den Ränken seiner Erbfeindin Ayescha. Er siegte zwar über die Verschwörung der Rachsucht und bestrafte die Urheberin derselben bloß durch beschämende Gnade; aber Glück und Mäßigung dienten nur dazu, ihm neue stärkere Feinde zu erwecken, die sich unter Moawizah dem Statthalter von Syrena sammelten. Der letztere war der Sohn des Abu Sophian und der hiänenartigen Henda. Der Vater hatte den Propheten einst geächtet und die Mutter den Leichnam mit ihren Zähnen zerrissen.

Hundert und zehen Tage lang kämpften die beiden Heere in der Ebene; der Verlust betrug auf beiden Seiten 80,000 Mann, wenn die Angabe nicht übertrieben ist. Was Muth und Geschicklichkeit dem Ali gewannen, verlor er durch arglistige Anwendung des Korans und eines schiedsrichterlichen Spruchs. Um dem erneuerten Kampfe ein Ende zu machen, beschlossen drei Männer aus dem Stamme der Charegiten durch vergiftete Dolche Ali, Moavizah, und dessen Freund Amru, den Eroberer von Egypten aus dem Wege zu räumen; von den Dreien, die als Opfer sterben soll-

ten, fiel jedoch nur Ali. Es schien rathsam, die Folge der Chalifen bis auf Ali fortzuführen, um dadurch ein helleres Licht auf die noch immer fortbestehende Spaltung der Mohamedaner zu werfen, von der das Nähere bald anderswo vorkommen wird. Die Araber predigten nach wie vor ihre Lehre zertrümmernd mit Feuer und Schwerdt; schon am Ende des siebenten Jahrhunderts hatten sie bereits in Karthago und überhaupt in Nordafrika festen Fuß gefaßt, und mit dem Anfange des achten (710) landeten sie, gerufen von einigen Verräthern und Misvergnügten, unter Tarik an der spanischen Küste, da wo ein gewaltiger Fels, eine von den alten herculischen Säulen, sich erhebt. Die Stelle hat nach dem erwähnten Anführer den Namen Gebel al Tarik erhalten, woraus später durch Zusammenfließen und Umwandeln der Laute Gibraltar geworden ist. In den Gegenden von Xeres de la Frontera schlug Tarik mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Macht (711) den westgothischen König Roderich, der gegen 100,000 Mann Streiter zusammengerafft hatte. Der Tod des Flüchtlings in den Fluthen des Guadalquivir zeigte der Welt von neuem, daß es leichter ist, einen Thron durch Empörung an sich zu reißen, als denselben in der Stunde der Prüfung heldenmüthig zu behaupten. Unter den westgothischen Städten leisteten nur Sevilla, und noch mehr Merida ehrenvollen Widerstand, andere von Cadix bis Narbonne, von Carthagena bis Corunna unterwarfen sich, von innen und außen gleich gefährlich bedrängt, der arabischen Macht. Nur in den Gebirgen Asturiens vertheidigte der dorthin

geflüchtete und zusammengedrängte Kern des Volks die angestammte Freiheit und Würde, und bereitete dem unterjochten Christenthume für die Zukunst neue glänzende Triumphe.

Die Hauptlehre: Es ist nur ein Gott und Mohamed ist sein Prophet, trifft dergestalt mit dem Glauben der Juden und Christen zusammen, daß sie diese nicht aufzuheben, sondern vielmehr durch die hinzugekommenen Ergänzungen zu vollenden scheint, wie Mohamed nämlich seine Lehre darstellte, und zwar gewiß nicht ohne die Nebenabsicht geistiger Eroberungen. Die Idee, daß Gott die Religion dem Menschengeschlecht unter verschiedenen Formen in einer gewissen Gradation offenbart habe, war nicht neu; schon der schwärmerische Montanus hatte im zweiten Jahrhundert darauf hingewiesen, und sich als das lebendige Bild der letzten und reinsten Entwickelungsstufe angekündigt, oder als den verheißenen Paraklet, wie er seinen vermeinten Beruf deutete; auch die neueste Religionsphilosophie schlägt noch immer diese Richtung ein, wenn sich gleich die Stimmen der Wortführer mannichfaltig theilen und oft scharf widersprechen. Mohamed schöpfte den Gedanken der religiösen Vervollkommnung nicht aus bestimmten Ansichten, sondern aus dem Dunkel der mangelhaften historischen Anschauung; aber er kleidete seine Hypothesen mit dem zuversichtlichsten Selbstgefühl in feste Behauptungen ein, und nahm zu seinem Behuf auf der Leiter der religiösen Fortbildung sechs Hauptsprossen an. Die erste bezeichnet nach seinem Dafürhalten Adam, die zweite Noah, die dritte Abraham, der angebliche Stammvater der Araber, die vierte

Moses, die fünfte Christus, die sechste endlich, die alle frühere an Wahrheit und Herrlichkeit überstrahlt, er selbst, als die bleibende Krone des Ganzen. Seine Vorgänger theilten ihrer Zeit das gerade zuträgliche bestmögliche Maaß von Offenbarung mit, ohne den heiligen Quell übrigens zu erschöpfen; wenn er auch allmählig immer heller und heilsamer aufsprudelte, so ist doch Christus unter ihnen der größte, ein weissagender Vorbote Mohameds, der als das untrüglichste und höchste Organ der Gottheit oder als der letzte und allergrößte Prophet, die Reihe ihrer unmittelbaren Sendungen schließt, und gegen dessen Prophetenthum auch Christus zurücktritt.

Neben der Einheit lehrt die Urkunde des neuen Glaubens (der Koran) auch die Geistigkeit und Unendlichkeit Gottes mit einer überraschenden Schärfe, so daß jeder bildlichen und symbolischen Darstellung, jeder ausschweifenden Menschenverehrung, und allem Fetischismus die leiseste Annäherung abgeschnitten ist. Der alleinige Gott ist der Schöpfer und Regierer der sichtbaren und unsichtbaren Welt, allmächtig, allwissend und allgütig. Alles was geschieht, ist durch seinen Rathschluß im Voraus verfügt, der menschlichen Freiheit und Verantwortlichkeit unbeschadet. Die Vereinigung der göttlichen Vorherbestimmung mit der menschlichen Freiheit wird schlechthin angenommen und ausgesprochen, ohne jeden weitern Versuch, das Räthsel zu lösen. Zu dieser Enthaltsamkeit fühlte sich Mohamed vielleicht eben so sehr aus Schwäche seines Denkvermögens, als aus sorgsamer Klugheit gedrungen; er mochte in der absoluten Vorherbestimmung Gottes, gleich seinen Anhängern, schwerlich den Ausspruch jener blin-

den Nothwendigkeit erblicken, die wir Christen mit dem Namen des Fatalismus belegen. Sie erschien ihm und den Seinigen vielmehr als die lauterste Verklärung der ewigen Weisheit und Macht, und hing mit der Gestalt des verkündigten Monotheismus durch geheime unerforschte Beziehungen zusammen. Es ist unbillig, die ungeschickte, vielleicht auch rohe Ausdrucksweise mit geschäftiger Uebertreibung in eine irreligiöse Verirrung umzudeuten.

Die Lehre von Gott und der Vorsehung führte den Propheten gerades Weges zu dem Glauben an die Unsterblichkeit. Die Behauptung einer allwaltenden Vorherbestimmung war von dieser Seite kein müßiges Glied in der Kette seiner Vorstellungen. Sie wurde gewissermaßen durch das Loos der Auserwählten und Verdammten im Schooße der Ewigkeit persönlich vorgebildet. Die Auserwählten haben nach ihrem Tode unaussprechliche Belohnungen zu erwarten, die Verdammten dagegen die härtesten Strafen zu fürchten. Die Farben, womit die beiden entgegengesetzten Zustände ausgemalt sind, verrathen in ihren reizenden und schreckenden Bildern die Ueppigkeit der orientalischen Einbildungskraft, das künftige Leben mit dem gegenwärtigen, so viel als möglich, in physische Analogie zu setzen. Das Elysium und der Tartarus der heidnischen Vorwelt dauern sonach auch in Mohameds Himmel und Hölle fort, aber unter veränderten Einflüssen des Klima und der davon abhangenden Landessitte. Die edlern geistigen Genüsse sind dem Aufenthalte der Seligen nicht fremd; nur werden sie nicht als reine Würze vorangestellt,

sondern mit dem sinnlichen Genusse, wie mit einer unentbehrlichen Zugabe, unbedenklich vermischt.

Allen Ungläubigen wird ewige Verdammniß angedroht, doch nicht in völlig gleichem Maaße; es finden nach dem Grade ihrer Verblendung auch Abstufungen Statt. Wollte Mohamed die Unterdrückung und Vertilgung der Andersdenkenden, die er zur Ehre und Beförderung seiner Sache bei hartnäckigem Widerstande für erlaubt hielt, und als Religionspflicht ansprach, vor dem Richterstuhle des betrogenen Gewissens mit dem scheinbarsten Nachdruck rechtfertigen, so mußte er den Krieg gegen die Ungläubigen auch in der Ewigkeit noch fortdauern lassen, dann erschien er selbst um so sicherer in seiner fanatischen Verfolgungswuth, als der vorläufige Vollzieher des göttlichen Strafamtes. Die Heuchler, für den Stifter einer neuen Religion allerdings die schlimmste Klasse von Menschen, büßen für ihr falsches, innerlich verderbtes Bekenntniß in der untersten Hölle. Etwas besser ergeht es den gemeinern Götzendienern, wes Namen und Stammes selbe seyn mögen; sie haben die Wahrheit nicht durch geflissentliche Täuschungen entweiht, und verdienen daher schon einige Milde. Diese wird noch mehr den Magiern und Sabäern zu Theil, weil sie weniger vom Pfade der richtigen Erkenntniß abgeirrt sind. Dann folgen in den Behausungen des Jammers die Juden und als die letzten in der geschlossenen Reihe die Christen, weil sie den Mohamedanern am nächsten stehen. Die beschriebene Rangordnung der verdammten Ungläubigen richtet sich sonach nirgends nach der Beschaffenheit der sittlichen Schuld, sondern le-

diglich nach ihrer geringern oder größern Entfernung von der Lehre des Propheten, der durch diese Verschiedenheit der höllischen Einquartierung klüglich für sein eignes Fortkommen gesorgt hatte. Den sündhaften Bekennern Mohameds ist als Auszeichnung vor den Ungläubigen ein eigner Bezirk angewiesen, wo sie, obschon Söhne der ächten allein seligmachenden Religion wegen der Verwerflichkeit ihrer Thaten die verhängten Strafen leiden, doch nicht ohne Hoffnung der Erlösung, die dem Verhältnisse der Sündhaftigkeit in gewissen Perioden eintritt; die kleinste befaßt 900, die größte 7000 Jahre.

Gut sind die Werke, welche mit den Vorschriften des Korans übereinstimmen, verwerflich diejenigen, welche denselben widersprechen. An und für sich gleichgiltige Handlungen werden bald geboten bald verboten. Die schwankende Willkür gewöhnt um so leichter an unbedingte Unterwerfung, je weniger sie durch innere Gründe die äußere Nöthigung bekräftigt. Mohameds Verehrer nennen ihre Religion den Islam, der dogmatische Theil desselben heißt Iman, der practische Div; der letztere heiligt die allgemeinen Aussprüche des sittlichen Bewußtseyns zu einer Richtschnur fürs Leben, und dringt mit besonderem Nachdruck auf die Pflicht der Gerechtigkeit als der Grundlage des gesellschaftlichen Daseyns; mit gleichem Ernst wird die Wohlthätigkeit gesetzlich anempfohlen, und zwar so bestimmt, daß der zehnte Theil jedes Einkommens der Dürftigkeit gespendet werden soll; auch diese Tugend, welche die Araber schon längst mit rühmlicher Vorliebe übten, zog den bürgerlichen Verband

straffer an. In Folge einer alterthümlichen, mehr klimatischen als rein religiösen Sitte wird die Beschneidung befohlen; aus ähnlichen Gründen auch die Enthaltung vom Weine, und alle Jahre zur immer tiefern Einschärfung der Mäßigkeit ein strenges Fasten während des ganzen Monats Ramadan. Der Freitag in jeder Woche ist dem öffentlichen Gottesdienst gewidmet; jedermann ist, wo er auch eben seyn mag, nach vollbrachter Reinigung des Tages zum fünfmaligen Beten verbunden, wobei er das Antlitz nach der Gegend des Himmels zu richten hat, in welcher Mekka liegt. Das Heil der Seele erfordert oder räth an, wenigstens eine Wallfahrt nach Mekka zu verrichten; wer mehrere dahin unternimmt, thut etwas Gottgefälliges. Außer Mekka sind auch Medina, Medsched Ali und Medsched Hosem zahlreich besuchte Wallfahrtsorte. Den Islam durch Ueberredung, und wo diese nicht zureicht, durch Gewalt auszubreiten, ist eins von den stärksten Geboten des Korans. Der eifrige Moslem haßt und verachtet in Gemäßheit dieser barbarischen Vorschrift alle Ungläubigen, und diese unreine Glut der nationalen Orthodoxie hat zwar im Laufe der Zeit etwas nachgelassen, bricht aber noch jetzt aus, wenn äußere Reizungen, Anlässe und Vorwände den alten tiefgewurzelten Groll berühren, wie die Geschichte unserer Tage in traurigen Beispielen sattsam genug bewiesen hat. Der Kampf gegen die Ungläubigen dünkt dem Mohamedaner ein Werk besonderer Frömmigkeit; sobald sich die oberste Gewalt dafür entschieden hat, muß die Gesammtheit des Volkes dem Rufe folgen, wozu es ihr mit Ausnahme außerordent-

licher Umstände selten an Lust und Kraft gebricht. Die Ruhe der politischen Verhältnisse und das natürliche Phlegma der Orientalen, das sich zur Beharrlichkeit hinneigt, können auf längere Zeit die Flamme des Fanatismus scheinbar zurückdrängen; sie erlöscht nie ganz in den verborgenen Tiefen der Seele.

Die Summe der Lehren und Vorschriften ist in dem Koran verzeichnet. Dieses Buch (in seiner ursprünglichen Bedeutung heißt Koran soviel als Lesung) unerschaffen wie die Gottheit selbst, wurde auf die Tafel ihrer unabänderlichen Rathschlüsse von Ewigkeit her mit Stralen des Lichts gegraben. — Diese angebliche Offenbarung Mohameds liefert einen neuen Beleg zu der Consequenz seines wohldurchdachten und tief empfundenen Plans; als Mittelsperson zwischen Gott und dem Koran, als höchster Dolmetscher der himmlischen Gesetzgebung ragt er unter allen Geschlechtern der Menschen strahlend empor und wirft eben soviel Glanz auf den Koran, das sichtbare Unterpfand seiner Sendung, als er von diesem zurückempfängt. Der Erzengel Gabriel legte eine Abschrift des Korans in einem Bande von Seide und Edelsteinen in den niedrigsten Himmel nieder, und enthüllte den Inhalt desselben dem Propheten capitelweis, von welchem letztern das Geschenk der höchsten Hand auf seine Schüler überging; nicht in fortlaufender, kunstreicher Ordnung theilte sich die Hülle der Offenbarung ihrem auserwählten Verkündiger mit, sondern in freien und regellosen Ergießungen, wie sie der Augenblick der Eingebung und die jedesmalige Gemüthsstimmung darboten. Eines zusammen-

hängenden oder gar systematischen Vortrags war Mohamed bei dem Mangel an wissenschaftlicher Bildung nicht fähig; auch hätte jener den Fassungskreis seines Volkes überstiegen, auf welches er mit seiner geistigen Persönlichkeit desto tiefer wirkte, je mehr er in ihr die herrschende Denk- und Sinnesart ausprägte; diese aber, abhold dem schulmäßigen Nachdenken, erbaute sich vorzugsweise an den Gebilden und Ausdrücken einer kühnen ungebundenen Phantasie. Der zwanglose Reiz der lockern Verknüpfung hielt von der einen Seite die Zudringlichkeit mühsamer Prüfung ab, und wies die tiefere Untersuchung in bescheidene Schranken zurück; von der andern Seite war aber auch damit ein sicheres Mittel gegeben, die vermeinte Glaubwürdigkeit der hingeworfenen, gleichsam ausgesprühten Bruchstücke an der Einheit der zusammenstimmenden Wirkungen abzumessen, und so im Gemüthe nachzuempfinden. Oft, wenn die fallende Sucht Mohamed ergriff, so lautet die gewöhnliche Erzählung, kam der Geist Gottes über ihn; ob die religiöse Verzükkung Ursache oder Folge jenes körperlichen Kampfes war, läßt sich hierbei noch fragen. Seine Schüler schrieben die Verkündigungen des gottgeweihten Mundes auf und nahmen die einzelnen Blätter in sorgfältige Verwahrung. Abubekir ordnete die Sammlung nach dem Tode ihres Urhebers. Othman brachte sie als Koran im dreißigsten Jahre der Hedschra zur öffentlichen Kenntniß.

Außer dem Koran, dem ungetrübten Abdrucke der göttlichen Offenbarung nehmen die strenggläubigen Anhänger Mohameds auch den

überlieferten Inbegriff seines eigenen Wortes und Beispiels die sogenannte Sunah, als heilige und gesetzmäßige Wahrheit an; jene unschätzbaren Aeußerungen des Geistes und der Kraft, die nicht sowohl sein höchst verhängnißvoller Beruf, als die Bewegung seines sichtbaren wechselvollen Lebens hervorbrachte, gingen aus dem Kreise seiner Verwandten und Freunde durch Vermittelung der Sage auf die spätern Zeiten über, wurden aber gar bald durch falsche Zusätze entstellt, so daß der fromme Bochari 200 Jahre nach dem Tode des Propheten aus den umlaufenden unächten Meldungen, deren Zahl gegen 300,000 betrug, nur 7275 als wahrhafte Ueberbleibsel anerkannte, und als solche für den bleibenden Gemeinbesitz der herrschenden Glaubenspartei ausschied. Mahomed stützte seine Lehre nicht auf selbstverrichtete Wunder, aber er schloß deren Beweiskraft darum nicht aus, wie ihm die heutige Aufklärung nachrühmen möchte; er legte für sich und andere, wahrscheinlich mehr aus Seelendrang als aus Absichtlichkeit, die unverkennbaren Zeichen des Uebernatürlichen in den geheimnißvollen, göttlich beglaubigten Ursprung seiner Sendung; stand diese einmal als oberster Glaubensartikel unerschütterlich fest, so bedurfte er für seine Anerkennung keiner einzelnen fortgehenden Wunder, sie selbst war das erste und letzte, welches alle andern in sich schloß. Wiewohl sich Mohamed die Gabe der Wunder nicht angemaßt hat, so ist sie ihm doch von seinen Verehrern beigelegt, d. h. angedichtet worden und zwar häufig mit der größten Abgeschmacktheit: Er soll behauptet haben, daß Zeichen und Wunder die Verdienstlichkeit des

Glaubens herabsetzen; er hatte Recht, wenn er damit sagen wollte, daß derselbe ihnen schlechthin vorangehen muß, soll er anders lebendig und fruchtbar seyn.

Die Fortschritte des Islams erfolgten mit reißender Schnelligkeit. Aus Arabien, seiner Wiege, verbreitete er sich noch vor dem Ablaufe eines Jahrhunderts von der Gränze Indiens bis zum atlantischen Meere. Die Hauptursache dieser außerordentlichen Erscheinung liegt in der glücklichen Einheit, mit welcher Politik und Religion in steter Wechselwirkung einander durchdrangen, beseelt von dem Feuergeiste eines urkräftigen Volkes, das nach langem Zögern, als die Zeit der Vorbereitung erfüllt war, seinem Ziele ungestüm entgegen stürzte. Das religiöse Hochgefühl war der unerschütterliche Schwerpunkt der geweckten politischen Thatkraft, diese bewegte sich um denselben gleich den Armen eines Hebels, und je mehr sie wuchsen, desto unwiderstehlicher ergriff auch der Schwung der Rotation Alles, was ihm in den Weg kam; als aber der innere Zusammenhang nachließ, der das äußere Bauzeug bis dahin getragen und gestärkt hatte, so zerfiel auch das bewundernswürdige Ganze in einzelne Bruchstücke, die nur kümmerlich von der alten Herrlichkeit zeugten. Es lassen sich übrigens außer jenem allgemeinen Erklärungsgrunde noch mehrere besondere Umstände nachweisen, die zusammengenommen, das unaufhaltsame Wachsthum des Islams beschleunigten. Dahin ist zuvörderst die Geschmeidigkeit zu rechnen, mit welcher er sich andern verwandten Vorstellungsweisen anschmiegte. Der Jude konnte die neue Lehre annehmen, ohne

seinem bisherigen Glauben völlig zu entsagen, sie schien denselben in dem anders gefärbten Gewande nur zu vervollständigen. Mohamed verdunkelte Moses bloß, um durch seinen höhern Rang an den verheißenen Messias zu erinnern. Den großen Heiden schmeichelte der sinnliche Reiz des Islams; sein gebieterischer Ton, bekräftigt von dem Rufe der Waffen, dünkte ihnen ein unverwerfliches Zeichen der innern Wahrheit. Die empfänglichern Seelen wurden gewonnen durch die siegende Klarheit des Monotheismus; denn diesem darf man, wie Spittler richtig bemerkt hat, einen großen Theil der Anziehungskraft zuschreiben, welche der Mohamedanismus über seine Bekenner ausübte. Selbst die Christen des Orients konnten sich ohne große Selbstentäußerung eine und die andere Seite des Islams aneignen. Die klimatische Zweckmäßigkeit einzelner Vorschriften lockte zum Uebertritt, und die wesentlichen Verschiedenheiten schwanden um so leichter ins Unmerkliche zusammen, je mehr das dort einheimische Christenthum durch die Lage der Zeit und die Absonderung von dem katholischen Bunde an reiner Selbständigkeit verloren hatte. Die Perser, welche seit undenklichen Zeiten die Einheit Gottes im Bilde der Sonne verehrten, standen dem Islam offenbar weit näher als dem Heidenthum. Ließen sie sich für ihren Glauben noch einige Zuthaten gefallen, so erfolgte der Uebergang zum Mohamedanismus auf ziemlich einfachem Wege. Auch die damalige Weltlage war den letztern in vielfacher Hinsicht günstig. Das byzantinische, nicht minder das persische Reich litt an tiefer Erschöpfung. Die Zeit des Glanzes

war für beide längst dahin; die Saracenen traten dagegen mit der ganzen Frische ihres nationalen Daseyns auf, vor diesen öffnete sich die Welt, während sie sich vor jenen zuschloß. Die Kirche der Magier ging immer mehr der Auszehrung entgegen. Den Verein der Christen schwächten in Asien, Egypten und Nordafrika, wo die erschütternden Stöße des Mohamedanismus zunächst drohten, feindselige Secten, die einem auswärtigen Gegner um so wenigern Widerstand boten, je mehr sie einander selbst zu verderben suchten. Dazu kam noch die Bekehrung durch Mittel der Gewalt. Die Götzendiener mußten ihre Widersetzlichkeit gegen Mohameds Lehre mit dem Leben bezahlen, Juden und Christen mit dem Verlust ihrer Freiheit oder der Entrichtung eines drückenden Tributs. Die Kriegsgefangenen belehrte der Koran mit Hilfe des Schwerdts, an dessen Stelle bei den Schaaren fremder Kinder ein roher Zwangsunterricht trat. Wer auf diese tyrannische Weise bekehrt worden war, verfuhr nun auch mit andern im gleichem Sinne. Viele traten dem Mohamedanismus auch freiwillig bei; er übertraf an innerm Werth alle herrschende Religionen mit Ausnahme der christlichen. Dieser eigenthümliche Vorzug warb ihm Anhänger unter den bessern Köpfen; genießlustige Gemüther bestach er durch die vorgehaltenen Aussichten auf überschwengliche Belohnungen, die das zukünftige Leben austheilte, wenn sie im schlimmsten Falle das gegenwärtige versagte. Die Früchte der schnellen Eroberungen gaben der Sache des Islams bei dem gedankenlosen Haufen das Ansehn des Rechts und der Wahrheit, und ge-

währten dem leidenschaftlichen Eigennutze häufig die unmittelbarste Befriedigung; wer im Gefühle seines Talents, seiner Tüchtigkeit, aufgereizt durch den Druck des Schicksals, sein Glück versuchen wollte, der schwur zur Fahne Mohameds, die ihm Beschäftigung und Ersatz versprach. Endlich schreitet jede Revolution lavinenartig fort, sobald sie die anfänglichen Hindernisse überwunden hat. Der Mechanismus der Gewalt vollendet, was durch den Umschwung des Geistes eingeleitet worden ist.

Die Folgen des gewaltigen Erdbrandes, denn einen solchen entzündete die neue Lehre, waren unermeßlich. Sie fallen erst dann in ihr volles Gewicht, wenn man überlegt, welchen unübersteiglichen Damm das Machtwort des Propheten der Ausbreitung des Christenthums entgegenwälzte und zwar in den schönsten Ländern, wo nach der herkömmlichen Ordnung jeder verhängnißvolle Wechsel seine Bahn mit Riesenschritten verfolgt. Unser Geschlecht würde sich ohne den Islam ganz anders entwickelt haben und wer mag sagen, was aus der christlichen Religion und insbesondere aus dem System des Papstthums geworden wäre? Den Christen verhieß der Koran und die Menschlichkeit der Chalifen zwar Duldung, wenn sie den verlangten Tribut erlegten; allein der Genuß ihrer religiösen Freiheit war damit nur nothdürftig gesichert; Versuche der planmäßigen oder willkürlichen Unterdrückung konnten unter dem Scepter eines erobernden Volks nicht ausbleiben. Die anhaltenden Quälereien, deren Stachel noch tiefer drang, wenn die christlichen Unterthanen ihr Loos mit

den guten Tagen der Gegner verglichen, reizten Viele zum Abfalle, der nach der verschiedenen Sinnesart der Uebergetretenen mehr oder weniger freiwillig war. Die Absonderung von der großen christlichen Gemeine, das Leben unter der fremdartigen Umgebung verwischte allmählig den strengern Charakter des väterlichen Glaubens; es schlich sich bei dem Mangel an durchgreifender Theilnahme und an Hilfsmitteln des Unterrichts, Unkunde und Lauigkeit ein; daraus entstand mit der Zeit eine stille Anbequemung, die endlich zur gänzlichen Verläugnung führte. So ging das Christenthum in den mahomedanischen Ländern entweder völlig unter oder versank doch in immer tieferes Siechthum. Diese traurige Umwandlung zeigte besonders Nordafrika, wo ehedem Karthago mit Rom um die geistliche Herrschaft gewetteifert hatte. Die Mauren jener Gegenden, schon durch ihren volksthümlichen Charakter und die ähnlichen Einflüsse der Natur zu den Mohammedanern hingezogen, und vermöge ihres wilden, meist heidnischen Aberglaubens keiner aufmerksamen Prüfung oder eines innigern Widerstandes fähig, bekannten sich wohlgemuth zum Koran als dem Evangelium der Ungebundenheit des Krieges und Raubes. Sie flossen mit den Saracenen in kurzer Zeit zu einem Volke zusammen. In Egypten, in den asiatischen, später auch in den europäischen Ländern des byzantinischen Reiches, behauptete sich das Christenthum zwar, aber unter mannichfaltigen Fesseln. Die zerstreuten Parteien der Monophysiten waren seit 545 durch Jacob Baradäus im Oriente zu einer Kirche und Hierarchie vereinigt worden. Sie führten von ihrem Oberhaupte den Namen der Jacobi-

ten, und genossen als verfolgte Feinde der Katholiken im Gebiete der Saracenen eine ungewöhnliche Schonung. Ihre fortdauernde Spannung mit der herrschenden Staatsreligion gereichte ihnen in den Augen der Saracenen zur Empfehlung. Dieselbe Gunst erfuhren aus derselben Ursache auch die Nestorianer, welche die Verzweigungen ihrer ruhig fortblühenden Kirche bis an die äußersten Enden Asiens nach Siberien, China und Ostindien ausgebreitet haben sollen. Die sogenannten Thomaschristen auf der malabarischen Küste gelten noch bis auf den heutigen Tag für Glaubensverwandte der Nestorianer. Die Orthodoxen (Melchiten) standen dagegen als eifrige Anhänger des griechischen Kaisers in schlimmen Verdacht, und wurden deshalb von den Saracenen härter beurtheilt, und wo die Gelegenheit es fügte, auch strenger behandelt *). In Spanien erlosch das Christenthum auf mehrern Punkten oder artete durch die Einmengung arabischer Religionsgebräuche in arge Zweideutigkeit aus, deren Bekenner Mozaraber oder Mosaraber hießen. Mit der Wiederkehr der westgothischen Herrschaft verschwand indessen die unnatürliche Verschmelzung. Die Perser, schon seit län-

*) Die Nestorianer früher vertrieben durch Rabula aus Edossa, hatten sich über den Tigris geflüchtet und waren von Thomas Barsunnas, dem Bischofe von Nisibis, der im Jahre 485 starb, im persischen Reiche zu einer Kirche verbunden worden, welche die vor dem ephesinischen Concilium herrschende Lehre annahm. Im Jahre 496 wurde Babäus, Patriarch zu Seleucin und bald nachher Catholicus der Christen in Persien.

gerer Zeit in der Grundfeste ihres alten Glaubens erschüttert, traten zum Islam in Masse über; bloß eine geringe Anzahl — sie lebt unter dem Namen der Parsen oder Gauren (Guebren) fort — blieb der Anbetung des heiligen Feuers treu und bewahrt noch jetzt in der Folge der Geschlechter in dem Bilde des Lebens und der Gesinnung das ursprüngliche Gepräge. Die Turkomanen, Tartaren, Türken fühlten dankbar oder heller die geistige und politische Ueberlegenheit der Sieger und beugten sich deshalb im Laufe der Zeit unter das Gesetz des Korans.

Jetzt noch ein Wort von der verfassungsmäßigen Gestalt des Mohamedanismus. Eine durchgeführte Hierarchie ist ihm fremd, Mohamed vereinigte in seiner Person das höchste Priesterthum mit der weltlichen Herrscherwürde. Seine religiöse Stiftung umstrahlte ihn mit dem Glanze der Heiligkeit. Seinen ersten Nachfolger lag wie ihm selbst, das Recht und die Pflicht ob, in dem Tempel (Moschee) zu predigen, vor und mit dem Volke zu beten und dasselbe zur Frömmigkeit zu ermahnen. Auf diese einfachen Verrichtungen beschränkte sich das Oberpriesteramt. Jeder Muselmann ist sich zur Ausübung seiner Andacht und der vorgeschriebenen Satzungen selbst genug. Einen eigentlichen Priesterstand hat Mohamed nicht eingesetzt. Streitigkeiten und Secten konnten nicht wohl ausbrechen und aufkommen, da jeder Verehrer des Propheten unmittelbar auf ihn und sich selbst angewiesen war. Der einfache Geist der neuen Religion verschmähte das Geflecht dogmatischer Formeln, untersagte oder erschwerte spitzfindiges Grübeln durch das Gebot

unbedingter Unterwerfung und schloß Mysterien, nicht minder symbolische Gebräuche aus. Die religiösen und bürgerlichen Vorschriften gehen nebeneinander her, Kirche und Staat wachsen dadurch in einen Körper zusammen und verhüten so die Reibung gegenseitiger Ansprüche. Die Obrigkeiten und Richter verwalten zugleich das geistliche und bürgerliche Forum. In den Moscheen versehn die Aeltesten und Ehrwürdigsten den Dienst des göttlichen Worts. Die Einsetzung des Mönchsstandes widersprach den Grundsätzen Mohameds; er verwarf die Gelübde, auf welchen derselbe beruht, als unnatürliche Entsagungen; dennoch sind drei Jahrhunderte nach ihm Mönche unter den Namen der Fakirs, Derwische u. s. w. auch in den Mohamedanismus eingedrungen, zum deutlichen Beweise, daß einzelnen Individuen dasjenige möglich und gottgefällig dünkt, was die Mehrzahl als eine Anomalie betrachtete. Die Verbindung der priesterlichen und weltlichen Gewalt brachte zwar in die Regierung der Chalifen eine mächtige Einheit, aber sie zog in Ermangelung der gesonderten Sphären den Despotismus groß und umkleidete ihn mit dem falschen Nimbus göttlichen Ansehns. Die Stimme des Korans mußte Antworten geben, wie sie der Chalife als oberster Ausleger des Gesetzes wünschte, künstliche Deutung, wo sie nöthig schien half aus der Verlegenheit. Es wurde vorhin bemerkt, daß ketzerische Meinungen im Islam keine Nahrung fanden: hätte man sich von allen Seiten auf den Koran beschränkt, so wären sie vielleicht nicht durchgedrungen; allein der größere Theil der Mohamedaner, der sich für rechtgläubig ausgiebt, ver-

ehrt außer dem Koran auch noch die Sunah. Die Anhänger derselben heißen Sunniten im Gegensatze zu den Aliten, welche die Sunah verwerfen und daher von jenen Schüten, (Abtrünnige) gescholten werden. Die politische Entzweiung mag auf dieser Spaltung eben soviel wo nicht größern Einfluß ausgeübt haben, als die Abweichung des religiösen Glaubens. Die letztere befestigte sich offenbar an und mit jener. Die Sunniten zerfallen in vier untergeordnete Secten, die bloß durch geringfügige Unterschiede aus einander gehalten werden. Die Sunniten halten dafür, daß die Folge der vier ersten Chalifen genau ihrem persönlichen Werthe entsprachen, sie setzten daher Ali als den vierten seinen drei Vorgängern mit Entschiedenheit nach und verschleiern geflissentlich die Gräuel Moavijas und Jezids; die Schüten bewähren umgekehrt Ali und dessen Hause die glühendste Anhänglichkeit, nennen jenen den Stellvertreter Gottes und den ersten rechtmäßigen Chalifen, Omarn hingegen, der ihren Liebling das größte Wehe zufügte, den Inbegriff der Abscheulichkeit oder den Teufel. Ihr Haß gegen Abubekr und Othman, die ihnen bloß Usurpatoren sind, kennt keine Gränzen, und drückt sich noch heutzutage sehr vernehmlich und charakteristisch aus. Unter den Aliten oder Schüten bilden die Perser die Hauptmasse.

Zwischen dem Chalifen und Papste läßt sich eine interessante Parallele ziehen. Der Papst stellt in aufsteigender Linie den Culminationspunkt der gesammten Priesterschaft dar, er theilt mit ihr den Charakter, welche die Kirche ihren unmittelbaren Organen aufdrückt, erhebt ihn aber

in seiner Person dergestalt über alle Vergleichung hinaus, daß er durch den Superlativus der Würde als einzig dasteht. Mohamed legte sich dagegen die Heiligkeit als göttlichen Ausfluß seines Prophetenthums ausschließend bei. Die Diener der Religion handelten bloß in seinem Auftrage als tiefuntergeordnete völlig heterogene Wesen, denen er bloß insofern ein besonderes Ansehn zukommen ließ, als sie dasselbe auf ihn, den höchsten Inhaber beziehen sollten. Wie es nur Einen rechtmäßigen Papst geben kann, so auch nur Einen rechtmäßigen Chalifen; Bannflüche sind hier wie dort unvermeidlich, wenn Mitbewerber auftreten. Mohamed bekam es mit dem Gegenpropheten Moseilama, einem Mitgliede des Stammes Honaisah zu thun. Stolz verwarf er die Theilung der Erde, welche derselbe ihm antrug. Abubekr überwand den verwegenen Nebenbuhler in einer blutigen Schlacht.

Der geringere Gehalt des Mohamedanismus, wenn man ihm das Christenthum zur Seite stellt, ergiebt sich von selbst; eine ausführlichere Erörterung ist hier nicht an ihrem Platz; nur sey die Bemerkung vergönnt, daß die Christen wohl etwas übertreiben, wenn sie ohne weitere Einschränkung behaupten, der Islam untergrabe durch die Lehre des Fanatismus schlechthin die Ausübung der Pflicht. Mohamed tastete die Verantwortlichkeit der Gewissen keinesweges an, und begünstigte weder Straflosigkeit noch Indifferentismus, wie sein Himmel und seine Hölle deutlich genug beweisen. Im äußersten Nothfalle hätte er auch ausflüchtend sagen können, wie es sich immerhin mit der menschlichen Freiheit ver-

halten möge, so gehöre doch die Einbildung derselben und sittliche Verantwortlichkeit nach einem unbegreiflichen Rathschlusse des Himmels ebenfalls in die Kette des allgemeinen Fatalismus.

Wenden wir jetzt den Blick von dem Mohamedanismus ab und werfen ihn auf jene bald übermäßig gepriesene, bald leidenschaftlich herabgesetzte Menschenclasse, die schon damals in der Stille und auch unbewußt zur mächtigsten Schutzwehr der christlichen Hierarchie heranwuchs; sie erhob sich in dem Klosterleben.

Namentlich ist das Mönchswesen für die Ausbreitung des Christenthums eins der mächtigsten Beförderungsmittel gewesen; wie verschieden auch die Urtheile sonst über jenes lauten, so stimmen sie doch alle in der Anerkennung dieses eigenthümlichen Verdienstes zusammen; nur behaupten die entschiedenen Gegner der Mönche, daß sie einen unlautern Saamen des Evangeliums ausgestreut, und mehr auf eine düstere Sklaverei des Geistes, auf eine dumpfe Wortheiligkeit hingearbeitet haben, als auf fruchtbare Einsicht und ächte Sittlichkeit. Das Bild, welches sich der kühle, wissenschaftliche Denker, von der Vernunftmäßigkeit und Schönheit der christlichen Religion entwirft, darf man unmöglich in jener Zeit suchen; es gehört bei schärferer Untersuchung vielleicht überhaupt zu den gut und ernst gemeinten Phantasien, denen die Erfahrung nirgends entspricht, weil die lebendige Religion als ein Gemeingut der Menschheit die Beschränkung nicht verleugnen kann, die unser Geschlecht in seinem Aufschwunge zur höchsten Quelle der Wahrheit immer und überall niederdrückt, mögen auch die wechselnden

äußern Formen unsrer Schwachheit zuweilen den Schein der vollendeten Aufklärung annehmen und gegen die gröbern Verirrungen der Vorzeit in ein blendendes Licht treten. So schimmert der Anthropomorphismus oder der Drang der Seele, Gott auf gewisse Weise in menschliche Beziehungen zu setzen, häufig auch noch in vielgepriesenen Systemen des Rationalismus durch, und nicht immer bloß an einzelnen Stellen, oft sogar im Bau des Ganzen. Man scheue den Namen des Anthropomorphismus nicht — so erklärt sich irgendwo der tiefblickende Forberg. — Es giebt überall keine Theologie, oder alle Theologie ist nothwendig Anthropomorphismus. 'Der feinere Anthropomorphismus, der sich um vieles klüger zu seyn dünkt, als der gröbere der Griechen und Römer, darum, daß er vom Begriffe der Gottheit alles Menschliche und Beschränkte absondert, bis ihm darüber der ganze Begriff unter den Händen zergeht und zerrinnt, dieser ist es, den man scheuen soll, wenn man sich nicht selbst täuschen und glauben will, daß man einen reinen Begriff von der Gottheit erhalten, indem man eigentlich allen Begriff verloren hat. Wenn nun auch in Absicht auf den Grad des Anthropomorphismus zwischen Heiden und Christen billigerweise eine unübersteigliche Kluft befestigt ist, wie sie der Gegensatz des Polytheismus und Monotheismus nothwendig zum Heile und zur Rechtfertigung unsers Glaubens bedingt; so zeigt die Lehre von den göttlichen Eigenschaften und der Menschwerdung Christi immer noch theilweise versteckte Spuren des Anthropomorphismus auf, worüber kaum die strengste wissenschaftliche Kritik, ge-

schweige der populäre Volksunterricht gründlich entscheiden kann; daher ziemt dem Historiker Mäßigung gegen die kindliche Vorstellungsweise der frühern Welt, damit er nicht durch hochfahrende Keckheit gewisse Richtungen des frommen Gemüthes ungebührlich in Schatten stelle oder geradezu verwerfe, weil sie der heutigen Weise nicht zusagen, die ebenfalls auch ihre eigenthümlichen Blößen hat, obgleich sie dem unaufmerksamen Beobachter weniger ins Auge fallen. Wer Sinn für das positive Christenthum hat, und einige Achtung für den treuherzigen Glauben, die schuldlose Hingebung längst entschwundener Geschlechter, der wird auch solchen Ergießungen des Gefühls noch ein verständiges und wohlwollendes Interesse abgewinnen, in denen die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur unter fremdartigen Beimischungen und sinnlichen Nothbehelfen sich abmahlt. So ging z. B. die Verehrung des Kreuzes als Ausdruck der religiösen Symbolik, die den Märtyrern dargebrachte Huldigung als eine Personification ihres Verdienstes, die Heilighaltung der Bilder als ein traulicher Verkehr mit dem Abglanze des Uebersinnlichen, die Feier der Reliquien als eine Vergegenwärtigung der Abgeschiedenen, die Anstellung der Wallfahrten als eine Art von himmlischem Heimweh, die Freigebigkeit gegen fromme Stiftungen als ein öffentliches Zeugniß ehrfurchtsvoller Anerkennung, und der Geschmack an Wundern als ein geselliges Band zwischen dem räthselhaften Diesseits und Jenseits, nicht minder die Beobachtung des Fastens, als ein Mittel, die niedern Triebe zu bezwingen, gewiß aus den achtungswerthesten Tiefen

der Seele hervor. Die Entartung fing erst an, als der Nahrungsstoff jener Anschauungen und Empfindungen vertrocknete, und der eingetretene Mangel unnatürlich ersetzt wurde, wie es denn gar bald geschah, und nach dem Gange menschlicher Dinge geschehen mußte *). Das Mönchswesen ist in seiner Entstehung selbst ein Absenker der eben beschriebnen Sinnesweise; es pflanzte fort, was ihm selbst das Leben und Gedeihen gegeben hatte und gerieth mit den Zeitgenossen auch auf dieselben unvermeidlichen Abwege. Der gewaltige Einfluß desselben, in mancher Hinsicht schädlich, in andern aber auch heilsam, gründete sich hauptsächlich auf die vorgefundenen Bestrebungen, An- und Mitklänge ihrer Umgebung.

Auf das gesamte Abendland hat kein Mönchsorden so lange, so vielfach, so wohlthätig eingewirkt, als jener der Benedictiner. Das Verdienst derselben gehört einer spätern Periode an und soll nicht verschwiegen werden. Bisher hatten sich die Mönche größtentheils als Einsiedler im Abendlande aufgehalten; ihre Zahl war lange nicht so beträchtlich, als im Oriente, wo das Klima die Phantasie mehr erwärmt und die tiefe Einsamkeit mit geringern Beschwerden verbunden ist. In Italien und Gallien hatten sich unter äußerer Begünstigung die ersten Mönchs-

*) Schon im fünften Jahrhundert erhoben sich mehrere Stimmen laut dagegen; Jovinian, Vegilantius, und Andräs haben sich aber gleich mehrern andern durch ihre Protestationen einen Namen gemacht; freilich konnte auch ihre Polemik den rechten Haltungspunkt nicht finden.

vereine gebildet; Martin, Bischof von Tours, stiftete das Kloster Marmontier (magnum monasterium) die älteste Abtei Frankreichs; bei seinem Tode soll er in derselben bereits gegen 2000 Mönche zurückgelassen haben. Mit einem noch größern Erfolge gründete Cassian, vertraut mit dem Mönchswesen des Orients, die Abtei des heiligen Victor zu Marseille; er entwarf zugleich die ersten Grundzüge der Mönchsverfassung, auf welchen hernach mit theilweisen Abänderungen fortgebaut wurde. Die Unsicherheit des Besitzes, die Gefahren der sturmbewegten Zeit, die Schrekken des Gewissens, gescheiterte Hoffnungen und Lebenspläne mögen beim Ausgange des fünften Jahrhunderts den Mönchsstand wünschenswerth gemacht haben, abgesehn von den anderweitigen religiösen Beweggründen, deren schon anderswo gedacht ist. Mit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts stieg die Neigung zur stillen, und wie man glaubte, gottgefälligen Abgeschiedenheit noch merklicher; damit stellte sich aber auch die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Organisation der Klöster ein; denn seitdem die einzelnen Einsiedler näher zusammengetreten waren, hatte Willkür, Nachlässigkeit und Unordnung nur zu oft und zu fühlbar die lockere Gemeinschaft gestört. Benedict aus Nursia in der Landschaft Umbrien, geboren 480, traute sich den Beruf und die Kraft zu, diesem Uebel abzuhelfen. Der Erfolg bewies, daß er sich nicht geirrt hatte. Durch die Fürsorge seiner Aeltern kostete er in Rom den ersten wissenschaftlichen Unterricht; der Anblick der Sittenlosigkeit verleidete ihm einen längern Aufenthalt. Nicht älter als 14 Jahr entfernte er sich

von dannen und zog es vor, wie er sich ausdrückte, auf eine weise Art ungelehrt zu bleiben. Drei Jahre brachte er in einer niedrigen Grotte zu, unter den beharrlichsten Kämpfen gegen die Anwandlungen fleischlicher Begierden. Er trieb, wie es heißt, den ascetischen Eifer so weit, daß er sich nackt auf Dornen bettete. Bald verkündigte rings umher der Ruf seinen Namen. Das erbauliche Beispiel seiner gewissenhaften Selbstverläugnung zog bald Nachahmer herbei; mit ihnen errichtete er zwischen den Jahren 520 und 27 eine Tagereise von Rom bei dem benachbarten Nubiacum zwölf Klöster, von denen jedes zwölf Mönche und einen Abt zählte. Er hatte wahrscheinlich von allem Anfang auf Zufluß aus Rom gerechnet, und sich deswegen in der Umgegend niedergelassen. Ist diese Vermuthung richtig, so darf man auch wohl annehmen, daß der später von ihm ausgeführte Plan vorher reiflich überdacht war, und sich nicht bloß gelegentlich entwickelte. Priesterneid gönnte ihm keine Ruhe in seiner Stiftung; er verließ sie und wandte sich nach Campanien, wo er auf dem Monte Cassino ein Kloster gründete, und demselben bis zu seinem Tode (543) als Abt vorstand. Die Regel, welche Benedict den Seinigen als Regel vorschrieb — sie wird gewöhnlich vom Jahre 515 datirt — hielt die glücklichste Mitte zwischen übermäßiger Strenge und nachgiebiger Schlaffheit; sie vermittelte zugleich durch die angewiesenen Beschäftigungen eine höchstersprieslichе Verbindung zwischen dem beschaulichen und thätigen Leben, und verpflanzte so selbst in die Einsamkeit den Segen des Zusammenwirkens. Er muß

den zeitherigen Mängeln des Klosterwesens bis auf den Grund geblickt haben, sonst hätte er nicht mit einer so tiefgreifenden und zusammenhängenden Umformung auftreten können; wieviel er auch dabei fremden Winken und Erfahrungen verdanken mochte, das Verdienst der Originalität bleibt ihm deswegen ungeschmälert.

Benedict legte seinen Mönchen außer Beten, Psalmsingen, Nachsinnen und Bußübungen auch noch Arbeiten und Studiren und den Unterricht der Jugend als Ordenspflicht auf. So vermied er die tödtende Einförmigkeit, die an jedem engen, unausweichlichem Geleise haftet, glich die Ansprüche des Geistes und Körpers geschickt mit einander aus, empfahl die Klöster durch die sichtbaren Früchte des Fleißes der öffentlichen Aufmerksamkeit, sicherte ihnen ein selbständigeres Daseyn und pflegte durch angemessene Thätigkeit die Keime der Tugenden, die sonst nur im Schooße der allgemeinen Betriebsamkeit gedeihen. Schon die ersten egyptischen Mönche hielten das Arbeiten nicht unter der Würde ihres Standes; Benedict ging indessen noch weiter, indem er es zum bestimmten unabänderlichen Gesetz erhob, ohne dabei eine Ausnahme zu verstatten. Die Einschärfung des Studirens bereicherte den Orden später mit einer Masse gelehrter Kenntnisse und einer Fülle glänzender Talente, durch die er Jahrhunderte hindurch den übrigen Klöstern den Vorsprung abgewann. Eine andere wohlberechnete Anordnung Benedicts bestand darin, daß jeder, der in seine Stiftung eintreten wollte, sich erst einer vorläufigen Prüfung, dem sogenannten Noviziat, unterwerfen mußte. Diese Probezeit sollte

dem Novizen die Augen über das Maaß seiner Kräfte und Verpflichtungen öffnen, damit er nicht aus Unbekanntschaft mit sich selbst und seiner künftigen Lebensweise einen übereilten Schritt thue; deshalb überschritt man der tiefern Selbstüberzeugung wegen auch wohl die gewöhnlichen Forderungen, und ließ unter keiner Bedingung etwas von denselben nach. Das eingeführte Noviziat kann übrigens nicht füglich für eine baare Neuerung gelten, da ein ähnliches Verfahren schon früher im Orient statt fand *). Widerrief der Novize seinen kundgegebenen Entschluß nicht, so wurde er zur Ablegung seines feierlichen Gelübdes (votum solemne) zugelassen, welches sofort unauflöslich an die bestehende Gesetzgebung des klösterlichen Vereins band. Das Gelübde umfaßte drei Hauptpunkte; die Stetigkeit des Aufenthalts (stabilitas loci) oder das beständige Bleiben im Kloster; die Umwandelung der Lebensweise (conversio morum) oder ein, der gewählten Regel entsprechendes Betragen; endlich unbedingte Unterwürfigkeit gegen den Willen der Obern (obedientia). Das erste Versprechen zerriß die bisherige Gemeinschaft mit der Welt und weihte den Eingetretenen für immer dem Orden; das zweite umgränzte die allgemeine Entsagung noch schärfer, und drang deshalb unter anderm auch mit dem lautesten Nachdruck auf Entsagung der Fleischeslust und jedes Eigenthums; das dritte vollendete die Selbstbeschränkung und bildete den Anker der klösterlichen Monarchie. Auch das

*) Sozomen III.

Gebot des Gehorsams war keine Erfindung Benedicts: er ist schon in der Regel Basils des Großen als Vorschrift enthalten. Benedict verdunkelte einzig und allein dadurch seine Vorgänger, daß er ihre verschiedenen und getrennten Verfügungen in ein organisches Ganzes zusammen faßte. An der Spitze desselben stand der Abt, jedoch nicht mit unumschränkter Gewalt; denn ihm waren als Beirath die Senioren zugegeben, woraus später die Klöstercapitel hervorgegangen sind. Der Abt sollte, worauf auch der Name desselben hinweist, wie ein Vater über seine Familie wachen. Wie dieser konnte er auch nöthigenfalls mit Strenge ein- und durchgreifen, und hatte die Befugniß, überall die nöthigen Anstalten und Vorkehrungen zu treffen, welche das Wohl der Gesellschaft erforderte. Unter ihm bekleidete der Prior oder Probst (praepositus) die nächste Würde. Die Decane beaufsichteten in größern Klöstern eine kleinere Anzahl von Mönchen. Die Beobachtung der kanonischen Stunden erhielt gesetzliche Kraft, worin Benedict wahrscheinlich dem Cassian folgte, der für die gemeinschaftlichen Andachtsübungen bestimmte Tageszeiten festgesetzt hatte *).

Neben fleißigem Gebet sollten Handarbeiten mit dem Lesen der heiligen Schrift abwechseln.

*) Nach der buchstäblichen Deutung des Psalmisten 119, 164: Ich lobe dich, Herr, des Tages siebenmal; waren sieben canonische Stunden ausgeschieden worden, und zwar als die schicklichsten: matutina, prima, tertia, sexta, nona officium vesperarum und das completorium.

Auch der Gebrauch anderer Erbauungsbücher war freigegeben, an deren Stelle später auch wissenschaftliche, selbst heidnische Werke traten, wiewohl nicht ohne lebhaften Widerspruch einzelner Kirchenlehrer. In Rücksicht auf Diätetik und Bekleidung blieb Benedicts Regel fern von gewaltsamen Zumuthungen, sie schonte mit weiser Mäßigung die menschliche Schwäche, beachtete die Forderungen des Klimas, der Sitte auf der andern Seite, und verstattete daher auch den bescheidenen Genuß des Weins. Der gewöhnliche Anzug war die Kapuze, ein Rock und das Schulterkleid ohne Aermel (scapulare). Körperliche Kasteiungen fanden in der reinen Sittenlehre Benedicts keine Billigung oder Anpreisung; sie zeichnete sich dadurch wesentlich vor der dicken Finsterniß der gangbaren Mönchstugend aus. Dagegen verdient er Tadel, daß er die Gewohnheit in Schutz nahm, Kinder dem Kloster darzubringen (oblati).

Zehen Jahre nach der Gründung auf Monte Cassino gab es schon mehrere Benedictinerklöster in der Nachbarschaft; diese Stiftungen dienten noch vor dem Tode Benedicts zahlreichen Nachbildern in Italien, Gallien und Spanien als Muster; so lautet die Erzählung der gelehrtesten Ordensmitglieder, z. B. des berühmten Mabillon. Einige parteiische Vorliebe und Uebertreibung läßt sich dabei allerdings voraussetzen; ob aber die Unruhen und Gewaltthätigkeiten des Krieges hinreichen, um eine so schnelle Ausbreitung verdächtig zu machen, mögen Andere entscheiden. Das aus seinen Angeln gerissene Abendland brachte durch die allgemeine Verwirrung die entfernten

Völker auch in raschere Berührung, und lud die Gemüther stärker zur Einkehr in sich selbst ein. Unter den Schülern Benedicts zog Placidus (534) nach Sizilien und Maurus (543) nach Frankreich. Noch mehr wirkte der Papst Gregor der Große für die Aufnahme der Benedictinerregel. Im Jahr 580 zerstörten die Longobarden das Kloster Monte Cassino; um das Jahr 720 erhob es sich wieder gleich dem Phönix aus der Asche. Von dem Kloster St. Fleury, in dessen Mitte der Leichnam Benedicts, der herrschenden Meinung zufolge, ruhte, verbreitete sich der Orden über ganz Frankreich; zu den angesehensten Stiftungen gehörten daselbst St. Denys, la Chaise, Dieu, Lorins, St. Victor, Corbin u. s. w. In Deutschland waren die ältesten und bedeutendsten Niederlassungen der Benedictiner: Weißenburg, das anfangs an der Regel Columbans festhielt, Reichenau, Prünn, St. Emmeran, in England Bangor und St. Alban. Nicht weniger als 28 Päpste, 200 Cardinäle, 1600 Erzbischöfe, 4000 Bischöfe, 16000 Aebte, die zahlreichen Heiligen und den neuesten Anwachs ungerechnet waren Zöglinge des Benedictinerordens *).

Da das Mönchswesen künftighin mit dem Papstthume in einen engern Bund tritt, und der Benedictinerorden geraume Zeit hindurch die edelste Blüthe des Klosterlebens darstellt, bis auch er allmählig dergestalt verfiel, daß er durch Reformationsversuche erneuert werden mußte; da er ferner vielen andern Mönchsfamilien langnach-

*) Joh. von Müller, Reisen der Päpste. II.

wirkende Bewegungen mitgetheilt hat und für die Ausbreitung der Kirche vielfach thätig gewesen, so gebührt ihm auch hier eine besondere Aufmerksamkeit, nicht nur seiner eigenthümlichen Wichtigkeit, sondern auch des allgemeinen Zusammenhangs wegen.

Diejenigen Momente, welche während des nächsten Zeitraums die kirchliche Verfassung näher angehn, und zugleich auch wesentlich auf die Gestaltung des Papstthums eingewirkt haben, empfangen ein helleres Licht, wenn wir auf den Gang der Begebenheiten zurückblicken, als wenn wir demselben vorgreifen. Und hiermit heben wir den Faden wieder auf, wo wir ihn fallen ließen, und führen ihn in der Geschichte der einzelnen Päpste weiter.

Silverius, römischer Bischof 536 — 38. Nach dem Tode des Agapet und einer Zwischenzeit von 100 Tagen wurde Silverius der rechtmäßige Sohn des römischen Bischofs Hormisdas auf den erledigten Stuhl des Petrus erhoben, wenn wir der Versicherung des Baronius trauen dürfen oder wollen.

Seit seiner Landung auf Sicilien war Belisar wie im Fluge von einer Eroberung zur andern fortgeeilt, und, Meister von Neapel, bedrohte er jetzt Rom mit seiner furchtbaren Annäherung und Gegenwart. Die wachsende Gefahr ergriff die Gothen mit stürmischer Gewalt; sie erkannten mit bitterm Unmuth die Nichtsnutzigkeit ihres Königs Theodat, setzten ihn ab und erhoben den Vitiges, einen würdigen Zögling des Kriegs und der Erfahrung auf den Thron der Amaler; so hießen die Vorfahren der bis jetzt herrschenden königlichen Familie. Vitiges ließ sofort den Theo-

dat, den die Stimme des Volks längst verurtheilt hatte, aus dem Wege räumen, damit er nicht auf Spaltung und Aufruhr sinne, stellte dem anrückenden Belisar in Rom eine Besatzung von 4000 Mann entgegen, und zog mit seinem übrigen Heere nach Ravenna; dem Bischofe Silverius und dem Senate empfahl er bei seinem Aufbruche dringend, der Sache der Gothen, ihrer Freunde und Wohlthäter unverbrüchlich treu zu bleiben. Kaum hatte er sich mit den Seinigen entfernt, so öffnete der Senat, uneingedenk seiner Verpflichtungen und der alten römischen Würde in den Tagen des Unglücks dem Belisarius die Thore, der wie ein geladener Gast Besitz von der Stadt nahm; man sagt auch, Silverius habe die Uebergabe derselben angerathen, weil ihm unmöglich scheinen mochte, was nur der höchsten Anstrengung gelingen konnte. Die zurückgebliebenen Gothen zogen durch das flaminische Thor, während das Heer des Belisar durch das asmarische eindrang. Dieß geschah am 10ten December 536, und nach einer Trennung von 60 Jahren gehörte nun Rom wieder seinem Stammreiche an.

Die eutychianisch gesinnte Kaiserin Theodora bot jetzt alle ihre Kräfte auf, durch Vermittelung des Silverius, der dem Herzen Justins theuer war, ihrer Partei, d. h. den Monophysiten, namentlich den Akephalern *) und dem abgesetzten Patriarchen Anthimus ein besseres Loos zu berei-

*) Akephaler (Hauptlose) heißen diejenigen Monophysiten, die durch kein festes kirchliches Band mit einander verengt waren.

ten. Sie ging den Silverius schriftlich an, halb im schmeichelnden, halb im gebieterischen Tone, er möge den Anthimus wieder in die Kirchengemeinschaft aufnehmen, den gegenwärtigen Patriarchen Manes und seine Anhänger hingegen davon ausschließen, widrigenfalls in Konstantinopel erscheinen, und dort zu einer neuen Untersuchung der bereits abgethanen Sache schreiten. Silverius erkannte den ganzen Umfang der Gefahr, welcher er sich durch Weigerung von Seiten eines beleidigten, leidenschaftlichen Weibes aussetzte; er soll nach Lesung des besagten Briefs seufzend ausgerufen haben: Ich merke, daß mir dieser Handel endlich das Leben kosten wird, wenn die angeführten Worte nicht zu den Prophezeihungen gehören, welche die Zeitgenossen den spätern Erfolgen dichtend abzustehlen pflegen. Dennoch war Silverius in so großen Nöthen keinen Augenblick unentschlossen; er deutete der Kaiserin unverzüglich mit kurzen Worten an, daß ihn nichts in der Welt bewegen würde, einen verurtheilten und verrufenen Ketzer in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen.

Theodora gab ihre Absichten nicht auf; sie fand in Vigilius, der sich von einer frühern Sendung her, aus der Zeit Agapets noch in Konstantinopel befand, ein bereitwilliges und vielversprechendes, überaus rüstiges Werkzeug. Er war, wie es scheint, ein geistlicher und sittlicher Proteus, der sich nach Umständen beliebig verwandelte, je nachdem es seine Entwürfe und Leidenschaften erforderten. Geschmeidigkeit und Charakterstärke mögen sich in ihm seltsam gepaart haben. Der Grundtrieb seiner originellen Natur war wohl unbändiger Ehrgeiz, gestachelt von un=

ruhigem Thatendrange, versetzt mit zweideutiger Geisteskraft. Die Erinnerung, daß Bonifacius II. ihn bald nach der eigenen Besitznahme des römischen Stuhls auf Kosten der bestehenden Kirchengesetze, zu seinem Nachfolger ernannt hatte, wenn eben derselbe auch diese verbrecherische Handlung später wieder zurücknehmen mußte, mochte in dem Gemüthe des Vigilius seitdem eine Gährung unterhalten, die aus der Bischofswürde des Silverius neuen verderblichen Stoff zog. Vigilius vereinigte sonach alle Eigenschaften und Bedingungen in sich, die ihrer feindseligen Richtung gegen Silverius als Stützen und Hebel dienen konnten, denn diesen zu verderben, war ihr fester Vorsatz, seine Absetzung ihr nächstes Ziel. Mit einem flüchtigen Rückblick auf das Misgeschick des Anthimus und seiner Partei eröffnete sie dem Vigilius ihre Entschließungen gegen Silverius, dessen Nachfolger er vermöge ihres Entschlusses werden sollte, wenn er sich entschließen könne, mit ihr gemeinschaftliche Sache zu machen; jeder Erfolg sey unzweifelhaft, denn Belisar, den sie am Leitseile führe, habe so eben Rom erobert und durch ihn sey sie im Stande, über den Besitz des Stuhls des Petrus nach Gutdünken zu verfügen. Wenn er sich verpflichte, das chalcedonische Concil zu verwerfen, den Anthimus und anderen Vormännern in den Reichen der Eutychianer die Kirchengemeinschaft zu bewilligen, die Grundsätze derselben durch Erlassung eines Umlaufschreibens öffentlich gut zu heißen, so solle Belisar von ihr unverzüglich angewiesen werden, den Silverius von seinem Platze zu stoßen und dem Vigilius zu der erledigten Stelle zu verhel-

fen, dem sie zugleich als Lockung und Bekräftigung der verheißenen Gunst 700 Goldstücke überreichen ließ. Vigilius ging den Vorschlag mit freudigem Ungestüm ein, eilte geraden Wegs von Konstantinopel nach Rom, weihte den Belisar in den Willen der Kaiserin ein, und sagte ihm von dem Geschenke der Theodora 200 Goldstücke zu, um ihn zum Behufe einer schnellen, nachdrücklichen Ausführung den Sporn desto tiefer in die Seite zu drücken. Belisar war durch die Kaiserin an Gehorsam gewöhnt; er wagte es auch dießmal nicht zu widerstreben, wiewohl er als ein Mann von Ehre den Schimpf und das Unrecht der ausgesprochenen Zumuthung lebhaft fühlte.

Um diese Zeit belagerten die Gothen unter der Anführung ihres Königs Vitiges, der von Ravenna zurückgekommen war, angeblich 150,000 Mann stark, den Belisar in Rom ein ganzes Jahr und 9 Tage hindurch; eine Begebenheit, die in der Geschichte des Kriegs und der Sitten einen merkwürdigen Abschnitt bildet. Vigilius streute bei dieser Gelegenheit mit geschäftiger und gewandter Hand den Verdacht aus, als habe Silverius mit den Gothen verrätherische Umtriebe gepflogen. Belisar konnte sich bei dem Widerspruche offener Thatsachen unmöglich von der Gehässigkeit dieser Beschuldigungen überzeugen, deren unreiner Grund klar vor ihm aufgedeckt lag. Er stellte dem hitzigen Andrange des Vigilius besonnene Zögerung entgegen, und versuchte bei Silverius, um dessen beschlossenen Untergang abzuwehren, alle Mittel wohlwollender Ueberredung. Silverius verschmähte mit männlichem, wahrhaft apostolischem Sinn jede Ausflucht, die

ihm Belisar darbot; er beharrte unerschütterlich auf seinem Entschluß, weder das chalcedonische Concil zu verdammen, noch die Akephaler in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Da er aber für seine persönliche Freiheit und selbst für sein Leben fürchtete, so suchte er ein Asyl in der Kirche der heiligen Sabina. Seine Besorgniß war nicht ungegründet gewesen, denn einige Tage darauf ließ ihn Belisar durch listige Kunstgriffe aus dem Heiligthume hervorlocken und in der Stille nach Patara, einer lycischen Stadt in die Verbannung abführen; er setzte bei dem Volke und der Geistlichkeit durch mächtige Vorstellungen, die man wohl Befehle nennen kann, die Wahl des Diaconus, oder wie andere wollen, des Archidiaconus, Vigilius durch; sie fand am 22sten November 537 Statt. Vigilius sollte nun aus Dankbarkeit und in Gemäßheit des geheimen Vortrags Wort halten, das heißt: die Sache der Akephaler öffentlich begünstigen und dem Belisar die versprochenen 200 Goldstücke auszahlen; die Furcht vor den Römern schreckte ihn aber von der Erfüllung des ersten Punktes ab und zur Vollziehung des andern scheint er eben auch keine besondere Lust gespürt zu haben, er übereilte sich wenigstens nicht. Der Bischof von Patara hatte den unglücklichen, gemishandelten Ankömmling Silverius mit allen Zeichen frommer Hochachtung empfangen; aus dessen Munde näher unterrichtet über das grausame Spiel der Hofkabale, machte sich der wackere Mann nach Konstantinopel auf und enthüllte dem erstaunten Justinian das ganze Gewebe der Bosheit und Arglist, so weit er es durch Silverius hatte kennen lernen, und wovon

dem Kaiser nicht die mindeste Spur einer Ahnung zugekommen war. Er verordnete sogleich eine neue Untersuchung der Sache, die Rückkehr des Silverius nach Italien und die Wiedereinsetzung in seine Würde, wenn er sich von dem ihm nachgesagten Verbrechen des Hochverraths hinlänglich reinigen könne; fände man ihn dessen schuldig, so sollte er zwar des römischen Stuhls verlustig bleiben, aber ein geringeres Bisthum erhalten. Die Nachricht von der kaiserlichen Verfügung und der schleunigen Annäherung des Silverius durchkreuzte und zerriß mit einem Schlage das ganze Bauwerk, an dem Vigilius bisher mit der leidenschaftlichsten Thätigkeit gearbeitet hatte; er trat sogleich in stille Unterhandlungen mit der Antonina, der unwürdigen und ränkevollen Gemahlin Belisars, die diesen nicht weniger gängelte, als ihre mitschuldige Busenfreundin Theodora den alten Justinian; durch ihre Anschläge und Verwendung brachte er es denn auch bei dem Weibergeneral Belisar dahin, daß Silverius ihm zur beliebigen Verfügung ausgeliefert wurde, den er sofort durch zwei seiner Schergen nach der wüsten Insel Palmaria bringen ließ, wo derselbe bald darauf starb (am 20sten Junius 538), ein würdiger Märtyrer seines treubewahrten Glaubens; als ein solcher wird er auch in der katholischen Kirche verehrt, und er hat offenbar größere Ansprüche auf diese Auszeichnung, als mehrere seiner Ehrenmitglieder. Die Art seines Todes wird verschieden erzählt. Nach der Angabe des Liberatus, dessen Bericht der bisherigen Darstellung zum Grunde liegt, soll der Hunger seinem qualvollen Leben ein Ende gemacht haben; wie

der Geschichtschreiber Procopius meldet, ließ ihn Antonina durch einen gedungenen Meuchelmörder umbringen.

Kaum war Silverius durch militairischen Despotismus, schimpfliche Weiberränke und ehrgeizige Bewerbungen von dem apostolischen Sitze herabgestürzt worden, ohne daß nur Belisar sich die Mühe nahm oder nehmen durfte, sklavisch gebunden durch den Willen der Theodora und Antonina, der angeblichen Schuld des verstoßenen Bischofs nach den giltigen Formen eines öffentlichen Verfahrens, auf den Grund zu kommen; so wurde Vigilius durch die mächtige Verwendung, um nicht zu sagen, durch den dictatorischen Einfluß seines bisherigen Beschützers zu der regellos erledigten Würde erhoben. Denn so lange Silverius noch lebte, den nur die freie einstimmige Kirche absetzen konnte, war auch noch derselbe bis an sein Ende als rechtmäßiger Bischof anzusehen, oder man muß annehmen, weltlicher Zwang, befleckt durch verworfene Umtriebe, könne die Verbindlichkeit des canonischen Rechts ersetzen. Es ist nicht überflüßig, zu dem Ende an das Wort Cyprians zu erinnern: Es kann keiner ein zweiter Bischof seyn, wenn der erste da ist, und wer nach dem ersten sich zum Bischof ernennen läßt, der ist kein zweiter, sondern ganz und gar kein Bischof. Wendet man diesen Ausspruch auf Vigilius an, so ist es offenbar um die volle Giltigkeit seines bischöflichen Berufes geschehen. Er wurde nämlich nach aller Wahrscheinlichkeit 537 den 19ten November, den nächsten Tag nach der Verstoßung des Silverius gewählt und den 22sten desselben Monats ordinirt; nun starb aber

Vigilius, römischer Bischof 537—555.

der letztere erst 538 am 20sten Junius; zwischen seinem Tode und dem Regierungsantritt des Vigilius verfloß folglich ein Zeitraum, dessen zuverlässige hierarchische Charakteristik den katholischen Kirchengeschichtsschreibern keine geringe Schwierigkeit verursacht. Den chronologischen Anstoß hatten sie zwar geschickt und glücklich genug umgangen, indem sie den Vigilius erst seit dem Tode des Silverius als rechtmäßigen Patriarchen anerkennen; wie er aber durch den bloßen Verlauf der Zeit die erforderliche Amtsmäßigkeit erhalten haben soll, die ihm früher abging, das ist der eigentliche Knoten der Verwickelung, der noch immer vergeblich einer Auflösung entgegen sieht. Die Wahl des Volkes und der Geistlichkeit, über deren Häuptern das Schwerdt des Belisars drohte, war schwerlich eine Handlung der Freiheit; will man es damit auch nicht sonderlich genau nehmen, so bleibt doch immer die unbeantwortliche Frage zurück, wie konnte und durfte man überhaupt zu einer Wahl schreiten, so lange Silverius nicht durch die Kirche in der gehörigen Weise abgesetzt war. Für das Ansehn des apostolischen Stuhls, besonders für das zarte Dogma der Untrüglichkeit wäre es kein Verlust, sondern ein wahrer Gewinn, wenn Vigilius aus der Zahl der rechtmäßigen römischen Bischöfe gestrichen würde, in der er immer nur als Eindringling figurirt, trotz aller Versuche, seine Legitimität zu retten. Es geht den Katholiken mit dem Vigilius ungefähr eben so, wie den Protestanten mit dem Teufel, von dem jener unter der Hand auch das Lügen mag gelernt haben; man kann die beiden Personen für die Theorie und Praxis nicht recht

brauchen und auch nicht ganz entbehren; sie sind Nothbehelfe, mit denen man sich lieber in der Stille als öffentlich abfindet.

Um der Kaiserin Theodora für ihre kräftige Unterstützung zu danken, und sie auch für die Zukunft an sein Interesse zu fesseln, räumte ihr Vigilius, der jetzt den Silverius nicht mehr zu fürchten hatte, Bedingungen ein, deren Ausführbarkeit den größten Zweifeln unterlag. Er schloß sich unverzüglich durch Absendung eines Gemeinschaftsbriefes, den die abgefeimte Antonina übergab, den eutychianischen Oberhäuptern an, nemlich dem abgesetzten Anthimus von Konstantinopel, dem Severus von Antiochien, dem Theodosius von Alexandrien, die sämmtlich abgesetzt worden waren, jedoch mit der hinzugefügten schlauen Bitte: sie möchten diesen seinen Schritt nicht zur Oeffentlichkeit bringen. In einem besondern Glaubensbekenntnisse, das Antonina der Kaiserin und den Anführern der Eutychianer gleichfalls zustellte, würdigte er das chalcedonische Concil und das oftерwähnte dogmatische Schreiben Leo's, und verwarf somit die Lehre von zwei Naturen in Christo und verfluchte alle Gegner der Monophysiten. Ueber die Wahl und Rechtmäßigkeit der Mittel, sobald sie ihm die Erreichung seines Zweckes versprachen, war dieser doppelzüngige Sünder nie in Verlegenheit; heuchlerische Beweglichkeit, erfinderische Selbstsucht, verwegener Trug waren von allem Anfang sein Lebenselement; als römischer Patriarch fühlte er sich jedoch in eine Stellung versetzt, die seiner Natur eine gewisse anständige Mäßigung auferlegte. Der alte Seelenschaden

brach aber immer wieder von neuem auf, wie der weitere Verfolg sattsam bewies.

Das Jahr 541 bezeichnet den offenen Ausbruch der Glaubensstreitigkeiten, die endlich die Entscheidung des fünften ökumenischen Conciliums zu Konstantinopel herbeiführten. Origines hatte unter den Mönchen in Palästina zahlreiche Anhänger gefunden, die aber häufig die Schaale nicht vom Kern zu unterscheiden wußten, Nebendinge zur Hauptsache erhoben, dessen allegorische Sprach- und Vorstellungsweise durch rohen, grobsinnlichen Misverstand verunstalteten, und sich im Gefühl einer falschen Ueberlegenheit gegen Andersdenkende gewaltthätige Misgriffe erlaubten. Dieses Uebermaß einer verkehrten leidenschaftlichen Verehrung rief in jenen Gegenden einen Parteigeist des Widerspruchs hervor, der ebenfalls über die Gränzen der Mäßigung hinaus schweifte. Dieser dogmatische Hahnenkampf griff in den Jahren 531 — 38 so weit um sich, daß endlich auch Justinian das arge Geschrei nicht länger überhören konnte, der wider seine sonstige Weise bei den Zänkereien über Origenes bisher ziemlich lau geblieben war. Einige von den lebhaftesten Wortführern unter diesen Mönchen, die gegen Origenes aufstanden, wandten sich später mit der dringenden Bitte an Pelagius den Apokrisiarius *) des Vigilius in Konstantinopel, so

*) Aprokrisiarius bedeutet soviel als Geschäftsträger; er stellte, wenn man auf den Stamm des Wortes αποκρι zurückgeht, in seiner Person den Gesandtschaftssecretär (Agenten) der römischen Kirche bei dem persischen Hofe dar. Llorente theilt

wie an den dortigen Patriarchen Mennas, sie möchten beide dahin wirken, daß die gefährlichen Irrthümer dieses noch immer sehr gelesenen und beliebten Theologen verdammt und so die fortdauernden Wirkungen seines mächtigen Einflusses vernichtet würden. Pelagius und Mennas beeilten sich mit ihrem Beistande, da sie hofften den Akephalern, den Bewunderern des Origines, einen Schlag zu versetzen.

Diejenigen Meinungen des Origines, die entweder wirklich der herrschenden Orthodoxie widersprachen oder auch nur zu widersprechen schienen, waren bereits verdammt worden, es konnte also — füglich gnügen. Das Gift der Ketzerei dünkte aber dem Justinian ein fressendes Eiter in den Gebeinen der Kirche, das er sogleich bereit war, auszusondern, und nöthigenfalls selbst durch eine chirurgische Operation herauszuschneiden. Sein Verwerfungsurtheil betraf insonderheit die kosmologischen, psychologischen, teleologischen und allegorischen Ideen des Origines, die dieser nie im Tone eines dogmatischen Gesetzgebers vorgetragen, sondern meistens bloß als Versuche geistiger Erregung aufgestellt hatte, eine Methode, die seinem reichen und tiefen Geiste besonders zusagte, und worin er an seinem geliebten Platon ein unübertreffliches Muster fand.

Justinian wollte keinen halben Kreuzzug gegen die Ketzer unternommen haben, die Nieder=

---

eine etymologische Erklärung mit, die weit eher auf den Namen eines Apothekers als auf den Titel eines Aprokrisiarius paßt.

lage derselben sollte vollständig seyn, deshalb traf er jetzt rüstig Anstalten zu einer Hauptschlacht gegen die Monophysiten, und forderte alle Patriarchen, Metropoliten, Bischöfe und Geistliche seines Reichs auf, die Lehrsätze dieser Rotte zu verfluchen und dagegen die chalcedonischen Beschlüsse anzunehmen, unter dem angedrohten Verluste ihrer Stellen und der Ankündigung anderer unausbleiblicher Strafgerichte. So sehr Justinian in Glaubenssachen nach dem Ruhme selbständiger Einsicht und Heerschaft strebte, wie er denn auch wirklich nicht geringe theologische Kenntnisse besaß, in wiefern selbe dem Gedächtnisse eingeprägt werden können; so wenig war er im Stande, die Absichten seiner Umgebung zu durchschauen, wenn sie Lust hatte, ihn für vorgespiegelte Zwecke zu misbrauchen. Theodorus, Metropolit von Cäsarea in Cappadocien, stand bei dem Kaiser in hohem Ansehn; diesen in seiner Gunst zu stürzen, darauf war es verstohlenerweise bei den Bewegungen abgesehen, in welche die Feinde und Neider des Günstlings seinen arglosen Beschützer hineinzogen. Theodorus, der die aufgestellte Schlinge wahrnehmen mochte, und ein heimlicher aber aufrichtiger Eutychianer war, also auf der Seite der Monophysiten stand, stellte dem Kaiser vor, daß der bisherige Widerstand gegen das chalcedonische Concil sogleich verschwinden würde, ohne die mindesten Spuren einer Spaltung zurückzulassen, wenn der Kaiser gesonnen wäre, die drei folgenden Punkte zur Vollziehung zu bringen: 1) ein Verdammungsurtheil gegen den vermeinten Lehrer des Nestorius, den Theodorus von Movestia und dessen Schriften; 2) ein gleiches ge-

gen die Bücher des Theodorus von Tyrus, worin sich derselbe gegen die Anathomalismen des Cyrill erklärt; 3) und endlich auch eins gegen den Brief des Ibas von Edessa, den derselbe in Angelegenheiten des ephesinischen Conciliums und der Verurtheilung des Nestorius an den Perser Maris geschrieben. Weil die Monophysiten in dem Wahne standen, daß die bezeichneten Schriften jener Bibelerklärer von dem chalcedonischen Concil anerkannt worden seyen, weigerten sie sich eben darum einzig und allein dem letztern beizutreten, es reichte sonach zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens vollkommen hin, jene auf dem vorgeschlagenen Wege öffentlich vom Gegentheile zu überzeugen. Die eben angezeigten drei Punkte haben unter dem Namen des Dreicapitelsstreit eine traurige Berühmtheit erhalten.

Theodorus, Theodoret und Ibas hatten sich zwar theilweise mehr oder weniger in den angezeigten Schriften über Nestorius erklärt, aber doch über die Anerkennung der zwei Naturen in der einen Person Christi so verträgliche Meinungen geäußert, daß es das Concilium zu Chalcedon nicht für nothwendig erachtet hatte, wegen ihrer einzelnen etwanigen Abweichungen vom feststehenden Kirchenglauben ein Verdammungsurtheil über sie zu fällen. Das gegen Nestorius ausgesprochene schien mittelbar auch seine Anhänger zu treffen und damit war die Streitsache nach der muthmaßlichen Ansicht jenes Conciliums hinreichend erledigt.

Es ließ sich aber auch eine andere Seite der Betrachtung auffassen und vertheidigen, die nämlich, daß die Verdammung der drei besagten

Capitel gewissermaßen eine Verdammung des chalcedonischen Concils selbst sey, insofern die Aechtung jener drei Kirchenlehrer von der Entscheidung des letztern abweiche und ihm wohl gar zuwiderlaufe. Auch das große und verdiente Ansehn, in welchem besonders Theodorus und Theodoret als schätzbare Bibelerklärer standen, konnte den Beschützern derselben zu einem stillen Haltungspunkt für ihren Widerstand dienen.

Der Kaiser, hocherfreut, mit so leichter Mühe die Wiedervereinigung der Kirche durchzusetzen, fuhr nun sogleich (541) mit einem donnernden Edict gegen die gebrandmarkten Schriften heraus, ohne die leiseste Ahnung, daß er ein Spielball in den Händen des Theodorus von Cäsarea sey. Dieser blickte tiefer in die Zukunft und wollte vielleicht die theologische Luft absichtlich durch ein Gewitter reinigen, um seinen Freunden, den niedergedrückten Monophysiten das freiere Aufathmen zu erleichtern. Das drohende Glaubensedict, welches die Heiligkeit des chalcedonischen Concils so unsanft anzutasten schien, setzte die Orthodoxen in einen gewaltigen Aufruhr, schreckte aber auch zugleich die Häupter derselben, die ohnehin schon seit geraumer Zeit durch die Gewaltschritte der Kaiser an Gehorsam gewöhnt waren, so daß sie dasselbe nach einigem Widerstreben unterzeichneten, namentlich Mennas, Patriarch von Konstantinopel, Zoisus, Patriarch von Alexandrien, Ephraim, Patriarch zu Antiochien und Petrus, Patriarch zu Jerusalem. Im Abendlande, wo der Geist kirchlicher Selbständigkeit mächtiger wirkte und durch festere Bande der Ordnung belebt wurde, wo überhaupt die Glaubensbestim-

mungen des chalcedonischen Concils durch die ehrfurchtgebietende Thätigkeit Leos tiefern Eingang gefunden hatte, als in dem beweglichern, zerrissenen Orient, erhoben die Gegner in Masse ihre Stimme nirgends lauter als in Afrika, das erst seit kurzem den Waffen Justinians unterworfen und durch die vorhergegangenen Verfolgungen von Seiten der Arianer im Religionseifer um so mehr erstarkt, durch den Mund seiner Bischöfe und Geistlichen den unbedingten Befehlen der Hoftheologie mit der größten Entschiedenheit die Stirn bot. Da auch Vigilius, auf dessen Vortritt in dieser Sache so sehr viel ankam, die verlangte Verwerfung der drei Capitel entschlossen von sich abwies, und diesmal war es ihm wohl aufrichtiger Ernst mit seiner Meinung, so lud ihn Justinian durch einen gemessenen Befehl ein, unverzüglich in Konstantinopel zu erscheinen, ohne Zweifel in der Voraussetzung, ihn dort durch das Ansehn der Majestät und das Uebergewicht der morgenländischen Geistlichkeit geschmeidiger zu machen.

Vigilius that, was er aus Furcht vor den Folgen der Weigerung nicht lassen durfte, jedoch mit schwerem, ahnungsvollem Herzen. Als er noch unterwegs in Sicilien verweilte, erhielt er Nachricht von Stephan, der den Pelagius auf dem Posten eines Apokryphiarius abgelöst hatte, daß die drei Capitel auf einem Concilium zu Konstantinopel von den meisten anwesenden Bischöfen verdammt worden seyen. Die Nachricht wirkte auf ihn wie ein Donnerschlag, er sah in der ohne sein Vorwissen, ohne seine Theilnahme gefällten Entscheidung, eine Hintansetzung seiner

oberpriesterlichen Vorrechte, sondern auch einen ungesetzmäßigen Eingriff in das Interesse der Wahrheit, und verlangte deshalb schriftlich von dem Kaiser die förmlichste Vernichtung des an sich selbst ungiltigen Urtheils, wie er nämlich darüber urtheilte, ingleichen den bestimmtesten Widerruf der Unterschrift von dem Patriarchen Mennas, der auf dem Concilio den Vorsitz hatte; im Falle der Weigerung drohte er ihm mit Ausschließung von der Kirchengemeinschaft. Das wohlwollende Antwortsschreiben des Kaisers gab ihm Muth, die widerwärtige Reise fortzusetzen, und am 25sten Januar 547 kam er in Konstantinopel an, huldvoll empfangen, sowohl vom Kaiser als der Kaiserin. Das gute Vernehmen mußte indessen bald aufhören, da Vigilius nicht säumte, sich offen gegen die Verdammung der drei Capitel zu erklären und es sogar wagte, dem Patriarchen Mennas und dessen Anhange die Kirchengemeinschaft aufzukündigen. Jetzt spannte auch der Kaiser straffere Saiten auf. Ernst nahm er als Theolog in einer geheimen Unterredung den Vigilius in die Schule, da aber der Unterricht bei dem ungelehrigen Schüler nicht verfangen wollte, so stellte er ihm mit kaiserlicher Kraft die alternative Wahl, entweder die drei Capitel zu verdammen, oder für immer auf die Rückkehr nach Italien zu verzichten, wo seine Gegenwart nur dienen würde, das Abend- und Morgenland noch unheilbarer zu entzweien. Anfänglich nahm Vigilius in seinem Widerstande einen heftigen geräuschvollen Anlauf, als aber der Kaiser unveränderlich auf seinem Sinne beharrte und die Aussicht auf das schöne Italien und den

kostbaren Stuhl des Petrus sich nach und nach immer reizender vor dem sehnsüchtigen Verlangen des Wiederbesitzers ausbreitete, so gab der seltsame Gast, auf den der fremde Boden wie ein Gebirg drückte, vor der Hand soweit nach, daß er die Bischöfe wieder in die Kirchengemeinschaft aufnahm, die er kurz vorher daraus verstoßen hatte, und im folgenden Jahre 548 unterzeichnete er auch in Gegenwart von siebenzig zu einem Concilium berufenen Bischöfen die Verdammung der drei mehrmals erwähnten Artikel, jedoch mit dem angehängten Vorbehalte, insoweit dieselbe dem Ansehn des chalcedonischen Concils nicht zu nahe trete. Die Verordnung, in welche er seine Meinung zusammenfaßte, führt den berüchtigten Namen des Judicatum.

Im ganzen Abendlande hallte dasselbe unter den heftigsten Gegenbewegungen wieder; hier wurde Vigilius ein Meineidiger, dort ein Abtrünniger gescholten; am ärgsten tobte die illyrische Geistlichkeit wider ihn und die afrikanische sprach gar den Bann aus, wenn er sich nicht zur Kirchenbuße bequeme. Hin- und hergeworfen zwischen Scylla und Charybdis folgte Vigilius für den gegenwärtigen Augenblick dem Magnet des kaiserlichen Machtgebotes, vielleicht in der Hoffnung, dasselbe werde zuletzt doch allgemein durchdringen, da Justinian mit den Vertragsurtheilen eine größere Verschwendung trieb, vielleicht auch bloß aus Antrieben der Schwäche, denn das innerste Wesen seiner Natur war locker und leicht. Mit allen Anstrengungen eines Ohnmächtigen raffte er sich sogar wankenden Trittes auf, das Anathem gegen die Feinde des Judicatum zu

schleudern. Es schadete Niemanden, als ihm selbst. So war die ganze Kirche, um einen Ausdruck Justinians zu entlehnen, vom Morgen bis zum Abend zerriss n. Das Glaubensedikt hatte die Uneinigkeit vermehrt, anstatt sie zu heben *).

Vigilius, der mit brennendem Verlangen auf eine Gelegenheit lauerte, das Judicatum wieder zurückzunehmen, schlug dem Kaiser die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils als das zweckmäßigste und sicherste Mittel vor, der Kirche wieder die verlorne Ruhe zurückzugeben. Die abendländischen Bischöfe, so fuhr er mit dem täuschenden Scheine der Wahrheit fort, seyen hauptsächlich deswegen so widerspenstig, weil man die streitige Angelegenheit ohne ihre Ab- und Zustimmung entschieden habe; man müsse aber auf den Punkt zurückgehen, wo die Sache vor der Erscheinung des Judicatum gestanden habe. Der Kaiser ergriff den lockenden hingeworfenen Gedanken mit gutmüthiger Leichtgläubigkeit, und lud sogleich die abendländischen Bischöfe, insonderheit die afrikanischen und illyrischen nebst den morgenländischen, zu einem allgemeinem Conci-

*) Spittler sagt darüber in seiner Geschichte des Papstthums mit treffender Kürze: Der Autokrator, der in seiner gesetzgebenden Begeisterung über Einsichten wie über Besitzthümer, statt der Gründe nur Machtsprüche ertheilen zu dürfen wähnte, werde um Friedensstifter bei allen Parteien zu seyn, verfolgender Vertheidiger der nicäisch-chalcedonischen Beschlüsse; aus gebieterischem Eifer für den Kirchenfrieden wurde er der Orthodoxie, aus Eifer für die Orthodoxie wurde er dem Kirchenfrieden schädlich.

lium ein, ohne zu merken, das Vigilius bloß einen Ausweg suchte, seine Verantwortlichkeit wegen des Judicatum von sich abzuwälzen, und die Zurechnung des verfehlten Ausgangs, dessen Gewißheit er voraus sah, in fremde Gewissen zu schieben. Als nur eine sehr geringe Anzahl abendländischer Bischöfe erschien, einige aus Italien, zwei aus Afrika und kein einziger aus Illyrien und Vigilius das Concilium unter seinem Vorsitz nicht eher eröffnen wollte, bis die einberufene Geistlichkeit vollständig oder doch im gnügendem Maaße versammelt sey, so ging dem Kaiser endlich über die rückgängigen Bewegungen und verborgenen Winkelzüge des ausweichenden Römers ein Licht auf und ohne die Ankunft der Occidentalen lange abzuwarten, ließ er auf der Stelle das Verdammungsedict der drei Capitel mit geschärften Bestimmungen, unter Androhung des Bannes im Falle der Widersetzlichkeit nochmals öffentlich bekannt machen.

Vigilius, der jetzt auf zahlreiche und thätige Bundesgenossen rechnen durfte, stemmte sich aus allen Kräften gegen das eigenmächtige Verfahren des Kaisers, wie er es laut nannte, entbot die anwesenden lateinischen und griechischen Bischöfe nach dem Palaste der Placidia und dem ihm zugewiesenen Aufenthaltsorte, und legte hier vor ihnen eine feierliche Erklärung gegen das wiederholte Verdammungsurtheil ein. Ihm schloß sich mit dem feurigsten Ungestüm auch Dacius, Bischof von Mailand, an, der auch viele andere durch Beispiel und Ermunterung zum offensten Widerstande mit sich fortriß. Nach erfolgter Trennung der Versammlung flüchtete sich Vigilius

so wie Dacius aus dem Palast der Placidia in die Peterskirche, welche ihm als Zufluchtsstätte gegen beabsichtigte Mishandlungen dienen sollte. Der Kaiser gab mehr der Heftigkeit seines Zornes als der Heiligkeit des Ortes nach, indem er den Prätor beauftragte, den Vigilius mit gewaffneter Hand aus der Kirche ins Gefängniß führen zu lassen. Es kam darüber zu den empörendsten Scenen; das gerührte und erschütterte Volk nahm Partei für Vigilius, stürmte haufenweise auf den Prätor ein, so daß dieser seine höchst unsanft ergriffene Beute fahren ließ, froh, sich selbst durch schnelle Flucht gerettet zu haben. So mislang der Gewaltstreich, zum großen Misvergnügen Justinians, der einen großen Theil seiner Berechnungen darauf gegründet hatte. Theodorus von Cäsarea hörte nicht auf, in das Feuer des Kaisers gegen Vigilius zu blasen, das ohnehin heftig genug brannte.

Belisarius und Justinus, Schwestersohn des Kaisers, lockten den Vigilius, theils durch gütige Zusicherungen, theils durch schreckende Mahnungen, theils durch eidliche Bekräftigungen im Namen des Kaisers aus dem Versteck der Peterskirche hervor. Kaum war er wieder im Freien erschienen, so setzte ihm Justinianus von neuem aufs äußerste zu, das Edict gegen die drei Capitel anzunehmen, wenigstens die Anhänger desselben nicht von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Unter den ausgesuchtesten Beschimpfungen und den entsetzlichsten Unbilden wies Vigilius diese Zumuthung mit rühmlicher Standhaftigkeit ab. Seine Leiden stiegen endlich zu hoch, denn auch der Palast der Placidia, wo er gegen-

wärtig wohnte, war von kaiserlichen Schildwachen umringt, daß er den Entschluß einer heimlichen Flucht faßte, und denselben in einer finstern Nacht glücklich ausführte, sich nach der Seeseite von Konstantinopel wandte, und dann auf einem Fahrzeuge nach Chalcedon, wo er in der Kirche der heiligen Euphemia, einer, im ganzen Orient hochberühmten Freistatt, Sicherheit fand. Justinian konnte ihn nach mehrern vergeblichen Vorstellungen nicht anders zur Rückkehr bewegen, als durch die feierliche Zusage, das erlassene Edict zu widerrufen, und die ganze Sache auf dem bevorstehenden Concil einer erneuerten unabhängigen Verhandlung zu unterwerfen. Nun stellte sich Vigilius am Ende des Jahres 552 in Konstantinopel ein, und versprach in einem Antwortschreiben vom 8ten Januar 553 an den Eutyches, den Nachfolger des Mennas, der sich ihm kurz vorher mit ehrerbietiger Nachgiebigkeit zum Vortheile des Kirchenfriedens genähert hatte, dem zu eröffnenden Concilium in Person, aber unter der Bedingung des Vorsitzes beizuwohnen. Es wurde sonach festgesetzt, daß eine gleiche Anzahl abend- und morgenländischer Bischöfe noch vor Ostern zu einem allgemeinen Concil einberufen werden sollten, damit keine parteiische Mehrheit die Entscheidung an sich reiße, ein zu befürchtendes Uebel, das Vigilius mit dem gebührenden Nachdruck ans Licht gesetzt hatte. Die griechischen Bischöfe, die im Verhältniß zu den lateinischen zahlreicher waren, und auf dies Uebergewicht ihren gewissen Sieg bauten, sträubten sich so einmüthig und hartnäckig gegen die vernünftige, heilsame Bedingung der persönlichen Gleichheit, daß Justinian

ihrem wilden Geschrei nachgab, und das Concil ohne und wider den Willen des Vigilius seinen Anfang nahm. Es waren auf demselben 265 morgenländische Bischöfe beisammen; den ersten Platz nahm Eutychias, Patriarch von Konstantinopel, den zweiten Apollinaris, Patriarch von Alexandrien, den dritten Damnus, Patriarch von Antiochien und den vierten der Patriarch von Jerusalem durch seine Abgeordneten ein. Wiewohl nun nach einigen vorläufigen Erörterungen die drei Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien und Antiochien sogar soweit gingen, dem Vigilius, der fortwährend das Concilium mied, zurückgezogen in den Palast der Placidia, bis dahin entgegen zu kommen, und ihn in ihrer öffentlichen Mitte einzuladen, so weigerte er sich dennoch nach wie vor mit der größten Bestimmtheit unter ihnen zu erscheinen, und zwar aus dem triftigen Grunde, weil das Morgenland gegen das Abendland durch die überlegene Zahl seiner Stellvertreter, die noch dazu gegen die drei Kapitel unnatürlich aufgereizt seyen, auf eine unnatürliche widerrechtliche Weise die Vorhand behaupte. Während die morgenländischen Bischöfe die wiederholte Verdammung der drei Capitel vorbereiteten, übergab Vigilius, in Verbindung mit sechszehn abendländischen Bischöfen, dem Archidiaconus und zwei Diaconen der römischen Kirche dem Concilium eine höchst zuversichtliche Gegenerklärung, die durch ihren entschiedenen Ton den beigelegten Namen eines Constitutum kräftig hervorhob. Sie war am 14ten Mai 553 erlassen und unmittelbar an den Kaiser Justinian gerichtet worden. Sie nahm zuvörderst das persönliche

Andenken des Theodor von Mopsvestiani in Schutz, da derselbe ohne frühere Verurtheilung im Schooße der rechtgläubigen Kirche sey; sie stellte ferner das gegen die Schriften des Theodoret gefällte Verdammungsurtheil als einen Eingriff in das Ansehn des chalcedonischen Concils vor, und nahm sich auf ähnliche Weise des Bischofs Ibas an, wegen seines Briefes an den Perser Maris, und schloß mit den Worten: Nachdem wir Alle mit der möglichsten Sorgfalt, Anstrengung und Vorsicht geprüft und erwogen haben, so verordnen und beschließen wir, daß von nun an keiner geistlichen Person, wes Standes und Ranges sie auch sey, frei stehen soll, wider diese drei Capitel etwas zu reden, zu schreiben oder zu lehren, das mit den Bestimmungen der gegenwärtigen Entscheidung streitet; ingleichen soll es niemand verstattet werden, nach dem jetzt gefällten Endurtheil einen neuen Streit darüber zu erregen. — Sollte aber etwas gegen die hiermit festgesetzten Beschlüsse gesagt, gethan oder geschrieben werden, so erklären wir solches für null und nichtig und zwar kraft des apostolischen Stuhls, auf welchem wir durch Gottes Gnade sitzen.

Vigilius sprach in dieser Verordnung als Oberhaupt der gesammten katholischen Christenheit in canonischer Form oder **ex cathedra**, wie man zu sagen pflegt, wenn auch die gegenwärtige Zahl der ihm Beistimmenden gering war und kaum hinreichte, das Abendland einigermaßen gnügend zu vertreten.

Am zweiten Junius faßte das Concilium, die Ergebnisse der bisherigen Unterhandlungen in folgenden Beschluß zusammen: Wir ver-

dammen die drei Capitel, die Vertheidiger derselben und alle, welche bisher zu deren Vertheidigung etwas geschrieben, noch schreiben, oder künftig schreiben werden. Dahin gehören auch solche, die sich unterstehen zu behaupten, daß die gottlose, in jenem enthaltene Lehre von den heiligen Vätern und dem Concilium zu Chalcedon sey gebilligt und genehmigt worden. — Nach dieser allgemeinen Verdammung folgte noch die besondere: Wenn jemand den gottlosen Theodor von Mopsvesteri vertheidigt und nicht ihn und seine gottlosen Schriften verdammt, der sey verflucht. Wer die Schriften Theodorets wider den Cyrill vertheidigt und nicht verdammt der sey verflucht. Wer jemand den gottlosen Brief des Ibas an den Perser Maris, welcher läugnet, daß Gott von der Jungfrau Maria geboren sey, den Cyrill der Ketzerei beschuldigt, das heilige Concilium zu Ephesus verwirft, den Theodorus und seinen Schüler Nestorius mit ihren gottlosen Schriften vertheidigt — wofern, sagen wir, jemand diesen Brief nebst allen, die ihn entweder ganz oder zum Theil als richtig vertheidigen und behaupten, nicht verdammt, der sey verflucht. — Nach diesem Abschlusse des Conciliums riefen die versammelten Väter zur Bestätigung desselben noch einmal wie aus einem Munde: Verflucht sey Theodorus! verflucht sey, wer den Theodorus nicht verflucht; wir alle verfluchen den Theodor und seine Schriften. Verflucht seyen die gottlosen Schriften Theodorets wider den Cyrill; verflucht sey, wer dieselben nicht verflucht. Wir insgesamt verfluchen den gottlosen Brief des Ibas. Verflucht sey, wer diesen Brief oder einen Theil

desselben vertheidigt, und denselben nicht verflucht, ja verflucht seyen alle diejenigen, die denselben vertheidigen.

Es ist sehr die Frage, ob die Väter des Conciliums eben so gut beten als fluchen konnten.

Hierauf deutete Justinian dem Vigilius an, daß er der Entscheidung des Conciliums unbedingt beitreten müsse, wenn er nicht wolle seinen Bischofssitz verlieren, und ins Elend wandern. Auf die Nachricht von seiner fortdauernden Weigerung erging sogleich der Befehl, ihn unter starker militairischer Bedeckung nach der unwirthbaren Insel Prokonnesus zu schaffen. Seine Mitgenossen unter den abendländischen Bischöfen, hatten kein besseres Schicksal.

Vigilius bietet ein merkwürdiges Beispiel des dogmatischen Wankelmuthes dar. Zuerst vertheidigte er die drei streitigen Punkte als übereinstimmend mit der Lehre des chalcedonischen Concils. Hernach verurtheilte er sie als denselben durchaus zuwiderlaufend, und nachdem er sie neuerdings, wie er sagte, mit der größten Aufmerksamkeit untersucht hatte, wiederholte er sein erstes Urtheil mit dem höchstmöglichen Nachdruck, und stieß dadurch das zweite entgegengesetzte völlig über den Haufen. Die Schwankungen mehren sich noch mehr, wenn man auch die heimlichen Zugeständnisse einrechnet, mit denen er bei Antritt seiner Regierung gegen die eutychianischen Oberhäupter und die Kaiserin Theodora hinausging.

Die ungesunde Insel Prokonnesus zog dem Vigilius bald nach seiner Ankunft auf derselben eine Krankheit zu. Der Kaiser ließ den Namen

desselben, als den eines verdammten und abgesetzten Ketzers, aus dem Kirchenregister streichen und trug den Römern auf, an seiner Stelle einen andern Bischof zu wählen. Im ganzen Abendlande war sein priesterliches Ansehen unwiederbringlich dahin. Zehrender Schmerz über den Verlust seiner Würde, vielleicht auch bittere Eifersucht gegen den Nachfolger, verbunden mit körperlicher Erschöpfung, die den an sich unsteten, irren Geist noch tiefer bis zum wankenden Schattenbilde herabdrückte, bestimmten bald darauf den Vigilius zu einem Widerruf des Widerrufs, indem er mit eiserner Stirne gestand, er habe während der Verbannung auf der Insel Prokonnesus seine Irrthümer eingesehen, die er mit folgenden Schlußworten seines zugesendeten Briefes öffentlich zurücknahm: „Wir eröffnen hiermit der ganzen katholischen Kirche, daß wir alle Ketzereien und Ketzer verdammen, namentlich den Theodorus von Mopsvestia und seine gottlosen Schriften, die Schriften Theodorets wider den heiligen Cyrill und das Concilium zu Ephesus und den Brief an den Perser Maris, der von Ibas geschrieben seyn soll. Wir verdammen gleichfalls alle diejenigen, die sich unterstehen, besagte drei Capitel zu vertheidigen, oder sie einer Aufrechthaltung und Vertheidigung fähig machten. Wir erkennen diejenigen, von denen selbe verdammt worden sind, für unsre Mitgenossen und Brüder, und vernichten durch dieses Bekenntniß alles, was bisher von uns oder Andern zur Vertheidigung derselben gethan, gesprochen oder geschrieben worden ist.

Justinian, noch nicht zufrieden gestellt durch

diese briefliche Mittheilung, drang darauf, daß Vigilius über seine Sinnesänderung eine öffentliche Urkunde ausstellen sollte, was er denn auch that und worauf er aus seiner Verbannung nach Konstantinopel zurückberufen wurde. Damit hatte das klägliche Zickzack seiner dogmatischen Kreuz- und Querzüge den Endpunkt erreicht. Der Kaiser überhäufte ihn bei seiner Ankunft in Konstantinopel mit den schmeichelhaftesten Auszeichnungen und sprach dem römischen Volke, das durch den Krieg zwischen den Gothen und Griechen, innerhalb des Zeitraums von 53 — 554 in tiefes Elend versunken war, mehrere bedeutende Vorrechte und Vergünstigungen durch Erlaß einer Verordnung zu, die ihm Vigilius hauptsächlich deshalb durch eingelegte Fürbitten entrissen hatte, um sich als Ueberbringer derselben, bei seinen, gegen ihn höchst erbitterten Landsleuten durch ein erweisliches und vollkommenes Verdienst ihrer Schonung und wo möglich ihrer Dankbarkeit zu empfehlen. Nach einer qualvollen Abwesenheit von sieben Jahren trat er die Rückreise nach dem Vaterlande an, konnte aber Rom, das Ziel seiner heißesten Wünsche, nicht erreichen, denn als er in Syracus ans Land stieg, machten die steigenden Steinschmerzen seinem unruhigen und unwürdigen Leben ein Ende. Der Tag seines Todes ist nicht mit völliger Bestimmtheit anzugeben.

Pelagius I. römischer Bischof. 655 — 560.

Pelagius, geboren in Rom, Sohn eines angesehenen Staatsbeamten, eines Vicars des Präfectus Prätorio, früher Apokrisiarius oder Nuntius in Konstantinopel, und als solcher verwickelt in die geheimen Ränke, welche den Silverius vom Bischofsstuhl ins Elend stürzten, ein

sklavisches Werkzeug des Vigilius und dessen unbedingter Nachtreter bald im Verdammen, bald im Vertheidigen der drei Capitel, mit dem er daher auch den Wechsel des Schicksals getheilt hatte, folgte demselben durch kaiserliche Begünstigung auf dem apostolischen Stuhle nach. Schon als er mit Vigilius von Konstantinopel nach Italien zurückkehrte *), hatte ihm Justinian für den Fall, daß er jenen überlebte, die Aussicht auf das römische Bischofthum eröffnet, weil er von ihm nach den gemachten Erfahrungen blinden Gehorsam gegen seine orthodoxen Machtsprüche erwarten durfte. Das Volk und die Geistlichkeit zu Rom trugen die Fülle ihres leidenschaftlichen Hasses gegen Vigilius auch auf Pelagius über, weil er in Uebereinstimmung mit diesem die drei Capitel und wie jene meinten, dadurch auch mittelbar das chalcedonische Concilium, ingleichen die dogmatischen Ansichten Leos verdammt hatte; beide waren soweit davon entfernt, ihn zu ihrem Bischof zu wählen, daß sie sich vielmehr öffentlich von seiner Gemeinschaft absonderten. Pelagius verlor weder die Haltung, noch gab er seine Absichten auf den römischen Stuhl auf; er verharrte mit unwandelbarer Zuversicht auf das Wort und die Kraft seines kaiserlichen Beschützers, und hatte

*) Llorente macht den Pelagius durch Inspiration des historischen Lügengeistes zum Mörder des Vigilius, der doch an Steinschmerzen starb, wie eben erzählt wurde, als hätte denselben der Witz des gerechten Schicksals strafen wollen für den Stein des Anstoßes, den er durch sein Leben der Kirche in den Weg wälzte.

den unseligen Muth, wie ein Wolf in der versperrten Schaafhürde einzubrechen. Ein Canon der nicäischen Kirchenversammlung besagt, daß bei der Ordination eines neuen Bischofs alle Bischöfe der Provinz zugegen seyn sollen, sey dieß unmöglich, so könnten im Nothfall auch drei gnügen. Verlassen, ausgestoßen vom Volke und der Geistlichkeit, hatte Pelagius für die Erreichung seines pflichtwidrigen Zweckes kein anderes Mittel in Händen, als unter den Bischöfen unkirchliche Creaturen aufzusuchen und aufzubieten, die aus Gefälligkeit gegen den Kaiser bereit waren, das Flickwerk einer unrechtmäßigen Ordination zu vollziehen. Es gereicht der italiänischen Geistlichkeit zur hohen Ehre, daß sich nur zwei ihrer Mitglieder zu dem schlechten Knechtsdienst hergaben, nämlich Johannes, Bischof von Perusia, und Bonus, Bischof von Ferentinum; noch fehlte also, um die Unterlassung einer gesetzlichen Wahl auch nur einigermaßen mit erzwungener Beschönigung zu decken, der dritte Ersatzmann. Er fand sich endlich in einem Presbyter von Ostia, der unter neuem Bruch der Kirchenordnung das herkömmliche Geschäft des Bischofs von Ostia vertrat; diesem lag nämlich nach altem Brauch ob, den römischen Bischof zu weihen, eine Ehre, die jener dießmal ablehnte, weil sie in Beziehung auf Pelagius eine Schmach war. Unter solchen Umständen blieb dem Pelagius nichts weiter übrig, als die mächtige Unterstützung des Kaisers anzurufen, deren er sich noch insbesondere durch die beigefügte Erklärung versicherte, alle seine Kräfte anzustrengen, um die Anerkennung des fünften ökumenischen Conciliums, das kürzlich zu Kon-

stantinopel (553) Statt gefunden hatte, im gesammten Abendlande durchzusetzen. Diesem Zauberspruch konnte Justinian unmöglich widerstehen, er beauftragte sogleich seinen Feldherrn Narses, den Pelagius mit den Römern auszusöhnen, und ihn unter ihrer Beistimmung auf den Stuhl des Petrus zu erheben; die Vornehmsten gingen aus Rücksicht für den Kaiser und ihr eingeflochtenes Interesse mit dem Beispiele der Fügsamkeit voran, die Geringern folgten allmählig nach, wie es so ziemlich überall im Laufe der Welt zu gehen pflegt. Jetzt, im ruhigen Besitze des Oberhirtenamts suchte Pelagius zuvörderst die toscanischen Bischöfe für sich zu gewinnen, die ihm unter allen am wenigsten die Annahme des fünften allgemeinen Conciliums verzeihen konnten und — in der Heftigkeit ihres Unwillens sogar seinen Namen aus den Kirchenbüchern vertilgt hatten; er legte ihnen zu dem Ende die Nothwendigkeit und das Heil der kirchlichen Eintracht ans Herz, und genehmigte in seinem angeschlossenen Glaubensbekenntniß die Lehre der vier allgemeinen Concilien nebst dem dogmatischen Sendschreiben Leos. Die Antwort der toscanischen Bischöfe ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich deswegen, weil Schweigen auch eine Antwort ist. Auch die ligurischen, gallischen, spanischen und irländischen Bischöfe erklärten sich gegen das fünfte angeblich ökumenische Concilium. Die irländischen und italiänischen ließen es dabei nicht bewenden; sie trennten sich unter den härtesten Vorwürfen ganz und gar von Pelagius. Die afrikanischen hatten schon zu den Zeiten des Vigilius (550) alle Gemeinschaft mit Rom abgebrochen.

Da Vorstellungen nicht fruchten wollten, gerieth Pelagius auf den unglücklichen und durchaus unpriesterlichen Einfall, die Gewalt der Waffen zu Hilfe zu nehmen, indem er sich an den kaiserlichen Oberstatthalter Narses mit folgendem Schreiben wandte: „Wir grüßen Eure Herrlichkeit mit väterlicher Zuneigung, und bitten, daß Ihr unsern Abgeordneten (den Aeltesten, Petrus und den Geheimschreiber Projectus) die wir in jene Gegenden geschickt haben (jene falschen Bischöfe zu bestrafen oder zu uns zu führen), in allen Dingen beistehet und es nicht für eine Sünde haltet, Leuten von dieser Art das Gewicht Eures Armes zu erklären. Denn göttliche und menschliche Gesetze verordnen, daß diejenigen, welche sich von der Kirchengemeinschaft trennen und ihren Frieden boshafter Weise stören, auch von der weltlichen Macht dürfen bestraft werden. Und ihr könnt Gott kein größeres Opfer bringen, als wenn Ihr Anstalten trefft, daß diejenigen, welche zu ihrem und Anderer Verderben toben, mit dem nöthigen Nachdrucke gezügelt werden."

Narses, so groß und glücklich er als Feldherr war, scheute dennoch als denkender Mann und duldsamer Christ gewaltsame Maßregeln, und schlug dafür sanftere Wege ein, mit denen aber dem Pelagius so wenig gedient war, daß er einen zweiten Brief an ihn schrieb, folgenden Hauptinhalts: Laßt Euch nicht durch das Geschwätz der Leute abhalten, welche sagen: die Kirche wolle eine Verfolgung verhängen, indem sie nur Verbrechen bestraft oder das Heil der Secten sucht. Die Erfinder einer solchen Beschuldigung sind im Irrthume. Nur der verfolgt,

welcher Andere zum Bösen zwingt. Wer aber das Böse bestraft oder dessen Vollziehung vorbeugt, der verfolgt nicht, der liebt. Denn wenn, wie jene glauben, niemand von dem Bösen abgehalten, noch zum Guten zurückgeführt werden darf, so muß man die menschlichen und göttlichen Gesetze, die nach dem Ausspruche der Gerechtigkeit, das Böse zu bestrafen und das Gute zu belohnen gebieten, für ungiltig erklären. Nun belehren uns aber die canonischen Schriften und Kirchensatzungen, daß eine Kirchentrennung etwas Böses sey, und daß diejenigen, welche sie stiften, auch durch die weltliche Macht bestraft werden sollen. Wer sich aber von dem apostolischen Stuhle trennt, der ist ohne Widerrede ein Störer des Kirchenfriedens, und sucht einen Altar gegen die ganze Kirche zu errichten, u. s. w. Pelagius drückte endlich in seinem Schreiben, das fein genug abgefaßt war, wenn man es mit der Rohheit seiner unkirchlichen Absichten vergleicht, den barbarischen Wunsch aus: Narses möge die widerspenstigen Bischöfe verhaften und nach Konstantinopel führen lassen. Diese unüberlegte und nichtswürdige Aufforderung, durch welche er die Kirche, deren Haupt er seyn wollte, dem bewaffneten Arme des Staats zu überliefern suchte, ist das fluchwürdige Vorzeichen aller der furchtbaren Kämpfe, die später auf dem Wege entstanden sind, den Pelagius im Taumel der Verblendung jetzt schon einschlagen wollte; dieses Brandmahl bleibt ihm für alle Zeiten, beleuchtet von den Fackeln der Furien, die er jetzt zwar noch vergeblich aus dem Abgrunde emporrief, die aber ihr Amt nach dem Verlaufe einiger Jahrhunderte,

als Würgengel der bürgerlichen und geistlichen Ordnung mit allen Künsten der Hölle verwaltet haben. Denn glücklicher Weise sah Narses weiter und dachte würdiger, als der leidenschaftliche Priester, der besser zu einem kriegerischen Parteigänger, als zum ersten Bischofe der Christenheit taugte. Es gelang den sanften verständigen Bemühungen des erstern, die toscanischen und ligurischen Bischöfe, ohne daß sie jedoch das fünfte ökumenische Concil und die Verdammung der drei Capitel anerkannten, mit dem römischen Stuhle wieder in Verbindung zu setzen. Die istrischen Bischöfe leisteten dagegen den hartnäckigsten Widerstand; auf einer Synode zu Aquileja verwarfen sie nochmals die Bischöfe der erwähnten Kirchenversammlung, erklärten laut die Fortdauer ihres Bruches mit Rom, und sprachen sogar den Bann über Narses aus, ein Schlag, den dieser zwar fühlte, der ihn aber doch nicht vermochte, den verdächtigen Einflüsterungen des Pelagius gegen die Bischöfe von Aquileja und Mailand Gehör zu geben, und noch weniger konnte er sich nach Grundsätzen weiser Menschlichkeit und Politik entschließen, die andern obenbezeichneten Bischöfe wegen ihres Widerstandes gegen die Hoftheologie Justinians gefangen nach Konstantinopel zu senden.

Die Kunde von dem Beitritte des Pelagius zu dem fünften allgemeinen Concil hatte in Gallien einen so übeln Eindruck hervorgebracht, daß König Childebert von Paris an den römischen Bischof durch Abgeordnete die Frage stellen ließ, ob er etwa ein Ketzer sey. Pelagius zeigte über diesen Schritt nicht die mindeste Empfindlichkeit, und begnügte sich, die aufgeworfenen Zweifel durch

Abschickung seines Glaubensbekenntnisses soviel als möglich niederzuschlagen. So weit war er davon entfernt, sich selbst für untrüglich zu halten, und bei Andern für untrüglich zu gelten.

Beiläufig ist hier auch zu erachten, daß er seinem Vicar Sabinianus, Metropoliten von Arles, das Pallium ertheilte, unter den pomphaftesten Ausdrücken, aus eigner Machtvollkommenheit, ohne die mindeste Rücksicht auf das kaiserliche Ansehen.

Mitten unter den ärgsten Verwirrungen, unter dem offenbarsten Verfalle seines Bischofstuhles, gegen welchen der Widerstand durch die Macht der Zeit eher wuchs als nachließ, starb er, wie man nicht ohne Grund annimmt, am 1sten Juli 560, nachdem er für die Vergehungen des Vigilius und seine eigenen, vielfach gebüßt hatte, zum warnenden Beispiele für seine Nachfolger.

Johannes III. römischer Bischof. 560—573.

Johannes III. Sohn des Anastasius, eines angesehenen Römers, wurde den 18ten Julius 560 gewählt, durfte aber nach der vorgeschriebenen Ordnung nicht eher ordinirt werden, als bis der Kaiser die Wahl durch den Exarchen von Ravenna bestätigt hatte. Die schriftliche Beistimmung des Kaisers traf wegen der politischen Unruhen, etwas später ein, und diese hauptsächlich waren der Grund, daß der römische Bischofsstuhl über vier Monate erledigt blieb, während welcher Zwischenzeit der Archpresbyter und der Archidiaconus die Stelle des fehlenden Bischofs versahen. Der wirkliche Regierungsantritt des römischen Bischofs, wenn auch nicht dessen Wahl, hing so-

nach ohne allen Zweifel von der Einwilligung des Kaisers ab.

Unter Johannes III. ereignete sich nur Weniges, was die Aufmerksamkeit näher in Anspruch nimmt. Der Widerspruch gegen das fünfte ökumenische Concilium dauerte theilweise fort, wogegen sich auch einige Bischöfe fügten, ohne daß sich der Antheil genau bestimmen läßt, den Johannes dabei nahm.

Im Orient hatten seit geraumer Zeit die müßigsten und leersten Streitfragen über die abenteuerlichsten Bestimmungen des Wesens Christi um sich gegriffen; abenteuerlich waren die letztern, weil sie bloß dienten, eine verschrobene metaphysische Neugier zu unterhalten, ohne der wissenschaftlichen Behandlung weder ein sittliches noch geistiges Interesse darzubieten, denn jenes wie dieses ging bodenlos unter in den nichtigsten und willkürlichsten Träumereien. Schon bei der Feststellung der Verhältnisse zwischen den beiden Naturen in Christo konnten mannichfaltige Ab- und Irrwege nicht vermieden werden, weil man das wunderbare Geheimniß mit dem Lichte einer anmaßenden und zugleich oberflächlichen Speculation durchdringen wollte. Seitdem man aber je länger je mehr mit dem Unbegreiflichen wie mit einem Gegenstande der gemeinen Erfahrung umsprang, hatte sich die herrschende Verstandeskrankheit der gefährlichsten Crisis genähert. Das Uebel wurzelte bei den Eutychianern am tiefsten, die durch Spaltungen in verschiedene Secten mit zerstörendem Eifer ihre frühere Einheit aufhoben, und so immer stärker an ihrem eignen Verfall arbeiteten.

Severus, ein berühmtes Haupt der Monophysiten, früher Bischof von Antiochien, dann wegen seiner eutychianischen Meinungen abgesetzt, hatte sich hierauf nach Egypten und zwar nach Alexandrien gewandt, dem sichersten und besuchtesten Zufluchtsorte seiner Partei, und war hier gelegentlich von einem egyptischen Mönche gefragt worden, ob der Leib Christi vor seiner Auferstehung verweslich oder unverweslich gewesen sey? Severus stimmte, indem er sich auf die Lehre des Vaters berief, für die Verweslichkeit. Eben dieser Mönch erhielt auf dieselbe Frage von Julianus, dem abgesetzten Bischofe von Antiochien, der ebenfalls als Flüchtling in Alexandrien lebte, eine gerade entgegengesetzte Antwort, die ihm eben so wie vorige, mit dem Ansehn der Väter bekräftigt wurde. Zwischen Severus und Julianus, die bisher vertraute Freunde gewesen waren, entbrannte sofort ein hitziger Federkrieg; auf beiden Seiten standen zahlreiche Anhänger. Mit Severus hielt es besonders Timotheus, der damalige Bischof zu Alexandria. Die Trennung ging von den Geistlichen auf die Laien über, sie ergriff selbst die untersten Volksclassen; als Timotheus starb, veranlaßte die Wahl seines Nachfolgers die heftigsten feindseligen Bewegungen. Diejenigen, welche die Verweslichkeit des Körpers Christi behaupteten, ernannten den Theodosius, ihre Gegner den Gajanus zum Bischof von Alexandrien. Ohne Einmischung der Obrigkeit wäre es zu blutigen Austritten gekommen, so gewaltig war die Erschütterung der Geister, daß sie sich von Alexandrien nicht nur über Egypten verbreitete, sondern auch bis nach Antiochien und Konstantinopel fortpflanzte.

Aus diesem Keime abweichender Vorstellungen entwickelte sich im Laufe der Zeit bald noch ein weiterer Gegensatz.

Man kämpfte unter andern vorzüglich darüber, ob auch der Körper Christi den natürlichen Schwachheiten unsers Geschlechts in derselben Weise unterworfen gewesen sey wie wir, also mit physischer Nothwendigkeit, oder ob er sich derselben bloß aus freier Wahl gefügt habe, um uns auch hierin gleich zu werden, so daß jene Bewegungen der sinnlichen Abhängigkeit, die in uns zum wirklichen Leben gehören, bei ihm bloß einen Schein bildeten, den er sich aus eigner Machtvollkommenheit beilegte. Die erste Partei der Monophysiten erhielt den Namen der Phartolatren, weil sie in Christo auch den irdischen vergänglichen Elementen seines Wesens eine ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit erwiesen. Die zweite Partei bezeichnete man nach dem Gegensatze ihrer Vorstellungsweise als Aphthardoketen oder Phantasiasten, weil sie die Meinung hegten und beschützten, das Unvergängliche in Christo habe das Vergängliche zwar nicht völlig zurückgedrängt, aber doch dergestalt überflügelt, daß es zu einem Zustand der Gebundenheit oder Ruhe herabgesunken sey, der den Zwang physischer Aeußerungen ausgeschlossen habe.

Das Gefecht zwischen den Phartolatren und Aphthardoketen hatte sich anfangs hauptsächlich auf die Reihen der zerstreuten, abgesetzten, verwiesenen Monophysiten beschränkt, die aber deshalb in Egypten ihr Wesen noch immer frei genug trieben; später wurden auch die Orthodoxen in die Fehde hineingezogen, und kaum bekam der

Kaiser Justinian, vermöge seines feinen theologischen Geruchs hinreichende Witterung davon, so erschien er auch unverzüglich auf dem ihm so unendlich werthen Tummelplatz mit allem Anstande und aller Anstrengung eines orthodoxen Athleten. Er befahl sogleich durch ein Edict die ursprüngliche Unverweslichkeit des Körpers Christi, ingleichen dessen freiwilligen Hunger und Durst zu glauben.

Mit dem freiwilligen Hunger Christi stand es wie mit jedem freiwilligen Zwange; dieser innere Widerspruch entging aber dem kaiserlichen Dogmen-Gesetzgeber; auch war freiwilliger Zwang für einen Selbstherrscher wie Justinian, kein übler Einfall, wenn er etwa Lust spürte, seine Unterthanen in dieser problematischen Theorie tiefer zu unterrichten. Auf seinen Befehl wurde Eutychius, Patriarch von Konstantinopel, als Widersacher der Unverweslichkeit abgesetzt, dessen Stelle hierauf Johannes Scholasticus erhielt, und nur der Tod des Kaisers bewahrte den ungehorsamen Patriarchen von Antiochien vor dem gleichen Verluste seiner Würde. Das Abendland nahm an diesen Streitigkeiten keinen Theil; sie sind hier bloß wegen des Zusammenhangs und als ein merkwürdiges Beispiel dogmatischer Verirrungen berührt worden. Dem Justinian folgte sein Schwestersohn Justin II. oder der jüngere (565) auf dem Kaiserthron. Dieser stellte durch ein gemäßigtes Glaubensedict die Ruhe in Absicht auf dem Dreicapitelstreit wieder her, indem er innerhalb gewisser Gränzen Freiheit der Meinungen erlaubte, und dem ausschweifenden Wortgezänk, das sich, wie er sagte, oft bloß um Sylben drehe

(in oder ex duabus naturis) gemessenen Einhalt zu thun suchte.

Des römischen Bischofs Johannes III. wird von den kirchengeschichtlichen Schriftstellern nach langem und tiefem Schweigen erst wieder bei dem folgenden Vorfalle (570) gedacht.

Zwei gallische Bischöfe und zugleich zwei Brüder der Geburt und der Gesinnung nach, Salonius von Foebran und Sagittarius von Gap, waren wegen der abscheulichsten, vollkommen erwiesenen Verbrechen, die nichts weniger, als Unzucht, Raub und Mord betrafen, auf einer Synode zu Lyon unter allgemeiner und gerechter Uebereinstimmung abgesetzt worden. Schon allein die barbarischen Gewaltthätigkeiten, die sie an ihrem Amtsgenossen, dem Bischof von Troyes, ausgelassen hatten, reichten hin, um das Stafurtheil zu rechtfertigen. Guntram, der in jenen Gegenden Galliens als König herrschte, mochte in ihnen das Verdienst tüchtiger Kriegsmänner schätzen, das sie in dem Kampfe mit den Longobarden glänzend, wenn auch unpriesterlich bewährt hatten; er hatte nichts dagegen, daß sie gegen ihre Absetzung bei dem römischen Bischof Johann III. einkamen, vielleicht rieth er ihnen selbst diesen Schritt an, in der Absicht, sie desto leichter zu retten *). Johannes hob das gegen sie gefällte und vollzogene Urtheil auf, wozu er offenbar als Nachfolger des Petrus, wollte er anders würdig in dessen Fußtapfen treten, nicht das mindeste

*) Diese Vermuthung stellt Plank auf. Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung. Bd. 1.

Recht hatte; sey es nun, daß er mit dem Könige, dem Gönner der tapfern Taugenichtse im geheimen Einverständniß war, oder daß er begierig nach der Gelegenheit griff, sein amtliches Ansehen geltend zu machen, wiewohl er es damit keineswegs hob, vielmehr in den Augen der bessern Zeitgenossen untergrub. Guntram vollstreckte den Ausspruch des Johannes, und setzte die beiden Brüder unter einem scharfen Verweise wieder in ihre Würden ein, zum großen Aergerniß der gallischen Bischöfe, die jenen zwar den erneuerten Antritt ihrer frühern Aemter nicht wehren konnten, aber von ihnen aus aller kirchlichen Gemeinschaft schieden. Ihr Widerstand reicht hin, um die etwanige Meinung zu zerstören, als sey der römische Bischof damals in Gallien als unbedingter Richter anerkannt worden. Auch Guntram fügte sich der Entscheidung des Johannes nur so lange als und weil sie ihm nutzte, denn als er die beiden Raufbolde im Jahre 582 bei Gelegenheit einer gegen ihn angestellten Empörung als Theilnehmer derselben zu erkennen glaubte, so ließ er sie auf einer Synode zu Chalons entsetzen, ohne ihnen jetzt wie früher, den Rückschritt zu dem römischen Forum zu erlauben. Nach einer Meldung des Gregor von Tour wurden sie auf Lebenszeit in ein Kloster gesperrt. Der weitere Verlauf der kirchlichen Angelegenheiten in Gallien liefert eben so wenig irgend einen unumstößlichen Beweis für die anerkannte, vollgiltige Gerichtsbarkeit des römischen Stuhls.

Benedict, römischer Bischof. 573—577.

Nach dem Tode Johannes III. 573, wurde am 3ten Junius 574 Benedictus I., ein geborner Römer, Sohn des Bonifacius, auf den Bi-

schofsstuhl seiner Vaterstadt erhoben, welcher länger als zehn Monate erledigt gewesen war; eine Folge der kriegerischen Unruhen und tiefen Verwirrung, welche der Einfall der Longobarden verursacht hatte. Daraus ist wohl auch größtentheils das Stillschweigen zu erklären, welches die Geschichte über Benedictus beobachtet. Die öffentlichen Angelegenheiten hemmten und verschlangen die kirchlichen, oder zogen wenigstens die Aufmerksamkeit von den letztern ab. Benedict starb am 30sten Julius 578 nach einer Verwaltung von vier Jahren, einem Monat und zwanzig Tagen. In demselben Jahre beschloß auch am 5ten October der Kaiser Justinus seine Laufbahn, dem der Thracier Tiberius II. folgte, ein Mann von entschiedenen Verdiensten, und schon seit 574 Mitregent Justins.

Pelagius, ein geborner Römer, aber aus gothischem Stamme, ersetzte den Johannes auf dem Stuhl des Petrus. Er wurde ordinirt, noch ehe die kaiserliche Bestätigung der getroffenen Wahl eingehen konnte, weil die Longobarden damals Rom belagerten und den schriftlichen Verkehr mit Konstantinopel, wo nicht abschnitten, doch erschwerten. Gleich nach Aufhebung der Belagerung ließ Pelagius II. die bei seiner Erhebung vorgefallene Verletzung der gesellschaftlichen Formen durch den römischen Diaconus Gregorius, seinen unmittelbaren Nachfolger im Oberhirtenamte, bei dem Hofe von Konstantinopel anzeigen, mit dem Drange der Umstände entschuldigen, und die deshalb verzögerte Bestätigung in der vorgeschriebenen Weise einholen. So fest geschlungen waren damals die Bande der römischen

Pelagius II. römisch. Bischof, 577—590.

Abhängigkeit, daß sie selbst unter den größten Stürmen und Umwälzungen nicht zerrissen, ja auch nur lockerer wurden.

Der Zustand der Kirche war höchst beklagenswerth. Die Longobarden waren größtentheils Arianer, und streuten durch ihre siegreiche Verbreitung einen Saamen der Uneinigkeit aus, der mit den schlimmsten Früchten drohte. Noch immer dauerte die Spaltung wegen der drei Capitel fort; die meisten Bischöfe in Italien, Gallien, Spanien, Afrika und Irland beharrten auf der Vertheidigung derselben, nur wenige bequemten sich zu der Verdammung, welche das fünfte ökumenische Concilium über dieselben ausgesprochen hatte. Das Ansehen des letztern, gegen die bisherigen Hindernisse durchzusetzen, war die Hauptaufgabe des Pelagius. Es gelang ihm, Elias den Patriarchen von Aquileja, der bis jetzt, gleich seinen beiden Vorgängern, seither die drei Capitel vertheidigt und folglich das fünfte allgemeine Concilium verdammt hatte, durch eine erwiesene Gefälligkeit zur Dankbarkeit zu verpflichten. Schon der Metropolit Paulinus hatte, wegen der verheerenden Annäherung der Longobarden, seinen Sitz von Aquileja nach Grado verlegt; hier blieb er auch unter seinen beiden Nachfolgern Paulinus Nantus und dem oben erwähnten Elias. Diesem schien es gerathen, für die vollgiltige Verlegung des Patriarchensitzes von Aquileja nach Grado die förmliche Bestätigung des römischen Bischofs nachzusuchen, welche von dessen Seite um so leichter erfolgte, weil er sich dem Paulinus, als einem gewichtigen Mann, zu verpflichten suchte. So erhielt Grado für die

Provinzen Istrien und Venedig den Rang einer Metropolis; die Absicht des Pelagius Elias den gegenwärtigen Patriarchen von Grado für die Verdammung der drei Capitel zu gewinnen, schlug aber dennoch fehl.

Die reißenden Fortschritte der Longobarden gaben dem Pelagius den Gedanken ein, Guntram, den als fromm gepriesenen König von Burgund gegen die wilden Fremdlinge um Hilfe zu bitten. Guntram, dem ein mit den Longobarden geschlossener Vertrag Hand und Gewissen band, konnte deshalb auf das Ansuchen des Pelagius nicht eingehen: es gab aber wohl noch andere Gründe, die ihm von einer bewaffneten Einmischung abriethen.

Im Jahre 582 war der Kaiser Tiberius gestorben, und Mauritius ihm gefolgt. Pelagius, von ganzem Herzen darauf bedacht, Rom gegen die longobardische Obmacht zu sichern, und von dieser Seite ein achtungswürdiger Freund des Vaterlandes und der Kirche, mochten ihn nebenbei auch persönliche Rücksichten auf den wankenden apostolischen Stuhl leiten, ging den neuen Kaiser in den dringendsten Ausdrücken um Mannschaft und Geld an, damit das zerrüttete Italien nicht der gewisse Raub unersättlicher Gäste würde. Tiberius fühlte das ganze Gewicht dieser Vorstellungen, er löste Longinus, den unzulänglichen Nachfolger des großen und glücklichen Narses durch den kriegserfahrnen Zamaragdus ab, öffnete ihm unter besondern Anstrengungen neue Hilfsquellen für den Fortgang des Kriegs, und trat, da diese noch immer nicht hinreichten, mit dem fränkischen Könige Childebert in freundschaft-

liche Unterhandlungen, und gewann ihn durch Darreichung einer zugesagten Geldsumme für den Abschluß eines Bündnisses zum gemeinschaftlichen Kampf. Der Longobardenkönig Anthari faßte nun Childebert gleichfalls bei seiner schwachen Seite, bei der Habsucht, und versetzte den treulosen Fürsten dadurch in einen Zustand eigennütziger Unthätigkeit, die derselbe gegen die Gesandten des Mauritius nicht einmal zu entschuldigen für gut fand. Zamaragdus schlug hierauf dem König Anthari einen Waffenstillstand vor, den dieser aus politischen Gründen bereitwillig annahm.

Pelagius hielt die angetretene Waffenruhe unverzüglich für den günstigsten Zeitpunkt, zwischen dem römischen Stuhle von der einen, und zwischen den istrischen Bischöfen, namentlich dem Patriarchen von Grado, Elias von der andern Seite, eine Ausgleichung über den verderblichen Dreicapitelstreit zu vermitteln. Die genannten Bischöfe vertheidigten indessen die drei Capitel fortwährend mit dem größten Eifer als Punkte, welche durch das Ansehn des chalcedonischen Concils verbürgt seyen und blieben unnachgiebig hinter der Scheidewand stehen, die sie bereits früher gegen die römische Kirche aufgeführt hatten.

In den Briefen, welche Pelagius ihnen zusandte, kamen einige Stellen vor, die ziemlich unzweideutig beweisen, wie wenig derselbe im Punkte der römischen Untrüglichkeit mit sich selbst einig war, denn bald schien er sie zu behaupten, bald nahm er sie wieder zurück. Bedenkt — so sagt er in seinem ersten Schreiben an die istrischen Bischöfe, — daß der Glaube des heiligen Petrus eben so wenig erschüttert und verändert,

als die Wahrheit zur Lüge umgestaltet werden kann. Auf ihn versprach unser Erlöser seine Gemeine zu gründen, und die auf ihn gebaute Kirche sollte auch den Pforten der Hölle siegreichen Trotz bieten. Da der Satan die Apostel wie den Waizen zu sichten verlangte, so bat unser Erlöser für den heiligen Petrus allein, daß sein Glaube nicht aufhören, daß er vielmehr sich bekehren und seine Brüder stärken möchte. Und dennoch haben sich Einige auf Eingebung des Teufels unterstanden, die Reinheit und die Beständigkeit meines Glaubens zu bezweifeln. Aber der Feind wird bis ans Ende der Tage fortfahren, Unkraut unter den Waizen zu säen." In seinem sechsten Briefe tritt Pelagius hingegen mit gewissen ehemaligen Einschränkungen auf, die den Nachfolgern des Petrus eine Aenderung ihrer ehemaligen Ueberzeugung erlauben sollen, wenn sie nämlich finden, daß dieselbe im Irrthum befangen war. Er stützt die Zulässigkeit eines solchen Wechsels auf das Beispiel der Apostel selbst, wenn er sagt: „Der Apostel Paulus hatte sich lange der Wahrheit des Evangeliums widersetzt; sobald er aber von derselben überzeugt wurde, so dachte er keineswegs daran, daß man seinen vorigen Widerstand für einen Beweis gegen die angenommene Wahrheit halten würde, er brauchte ihn vielmehr zu einem unwidersprechlichen Beweis für den Glauben, der den Sieg über die Erziehung und das Vorurtheil errungen hatte. Eben so behauptete Petrus, ein größerer Apostel als Paulus, lange die Nothwendigkeit der Beschneidung, und unterwarf die Neubekehrten aus dem Heidenthum dieser jüdischen, und schon abgeschaff-

ten religiösen Förmlichkeit. Da er aber von Paulus überführt wurde, daß er nicht aufrichtig nach der Wahrheit des Evangeliums wandle, so änderte er seine Meinung, und niemand widersetzte sich auf der Versammlung zu Jerusalem mit größerm Eifer dem Joche, welches man auf den Nacken der Jünger legen wollte. Da nun der Apostel Erster so lange einer Behauptung treu blieb, als sie nach seiner Einsicht mit der Wahrheit übereinstimmte, und eine andere annahm, sobald er seinen Irrthum erkannte: warum soll eine Aenderung der Meinung auf diesem bischöflichen Stuhle als Sünde angerechnet werden, da eine gleiche Aenderung von dem Stifter desselben von der ganzen Kirche gebilligt und gelobt wird?"

Die angezogenen Stellen bezeichnen in der Geschichte der römischen Untrüglichkeit ein merkwürdiges Schwanken, das nothwendig etwas näher berührt werden muß. In dem später ausgebildeten Sinne eignet sich Pelagius die Untrüglichkeit offenbar noch gar nicht zu, seine Geständnisse könnten sonst nicht so naiv lauten; er beschränkt sich darauf, die Statthaftigkeit des religiösen Meinungswechsels mit dem Vorgange der Apostel zu beweisen. Die Glaubensänderungen des Vigilius wirkten noch wie siedendes Blei in den Eingeweiden der Kirche fort; das dadurch gegebene Aergerniß war von so schlimmen und dauerhaften Folgen begleitet, daß es das Ansehn des apostolischen Stuhls bis in seine Grundvesten erschütterte, welche der Zweifel bisher noch nie so laut und einmüthig angefochten hatte; darum rückte Pelagius mit Geständnissen heraus, die er sonst wohl für sich behalten hätte. Die mehr

oder weniger anerkannte Oberhoheit des römischen Bischofssitzes beruhte wesentlich auf der göttlichen Beglaubigung, durch welche Christus, nach der immer tiefer wurzelnden Vorstellungsweise der Zeit, Petrus zum Haupte seiner allgemeinen Kirche geweiht hatte. Es ist nicht zu übersehen, wie Pelagius geflissentlich darauf ausgeht, das apostolische Primat des Petrus auch aus andern Zeugnissen der heiligen Schrift zu erweisen; ein Versuch, der von jetzt an häufiger gewagt wurde, aber eine befriedigende Gewißheit, der Natur der Sache nach, unter Anwendung einer giltigen, unverfälschten Auslegungsweise ausschließen dürfte *). Was Pelagius von der Sinnesänderung des Paulus sagt, trifft in diesem gar nicht den Apostel, geht eigentlich blos den Saul an und ist daher ganz ungehörig eingeflochten. Noch ärger verirrt sich Pelagius in Absicht auf Petrus; nicht einmal als gläubiger Katholik, wie viel weniger als römischer Bischof, durfte er zugeben, daß Petrus als Apostel nach seiner außerordentlichen Berufung durch Christus seine religiöse Ue-

*) Unter den neuern katholischen Schriftstellern hat auch Stollberg den Weg des Pelagius mit der sichtbarsten Anstrengung betreten, ohne irgend ein sicheres Ergebniß zu gewinnen. Dieser achtbare und von ganzem Herzen aufrichtige Proselyt war überhaupt ein schwacher, unglücklicher Apologet der katholischen Kirche. Sein unantastbares Verdienst liegt auf einer ganz andern Seite. Das reine Feuer der Andacht verzehrte in ihm jenen Geist der wissenschaftlichen und historischen Betrachtung, der mit dem Interesse eines erleuchteten Katholicismus gar wohl verträglich ist.

berzeugung irgendwann und irgendwie geändert habe, weil die Lehre von der göttlichen Eingeistung, die sich an dem Bevollmächtigten des Himmels nothwendig fleckenlos bewähren muß, durch die eingeräumte Möglichkeit des Irrens unwiderruflich ins Stocken geräth; er mußte vielmehr umgekehrt behaupten, daß Petrus und Paulus im wesentlichen Grunde der angeregten Sache einig gewesen und nur über die praktische Anwendbarkeit ihrer übereinstimmenden Ideen von einander abgewichen seyn, so daß die Frage aus dem Gebiete des Glaubens in das Feld gesellschaftlicher Klugheit versetzt wird, wo die Verschiedenheit der Ansicht der katholischen Dogmatik keinen Eintrag thut *). Die groben Misgriffe des Pelagius liefern sonach die unläugbarsten Belege für die historische Behauptung, daß die römische Untrüglichkeit damals noch gar nicht in ihrem vollständigen Zusammenhange gedacht, ja auch nur geahnet wurde, und die Geburt einer weit spätern Zeit ist. Man kann zu dem Ende zugleich zwei Perioden der Denkweise unterscheiden, die sich allmählig in einander schlossen. Anfänglich war die Aufmerksamkeit besonders auf die äußere und innere Einheit des allgemeinen kirchlichen Verbandes gerichtet, und der Stuhl des Petrus strahlte in dieser Hinsicht hell und weit

---

*) Selbst der protestantische Neander will zwischen Paulus und Petrus in jenem Punkte keine eigentliche Ungleichheit der Ueberzeugung gelten lassen, wahrscheinlich aus frommer Achtung für das apostolische Zeitalter, das seinem gläubigem Gemüth die ehrwürdigsten Momente darbietet.

hervor als ein apostolisches Unterpfand der gesuchten und höchst erwünschten Uebereinstimmung aller Christen. Als auf diesem Wege der überwiegende Einfluß des römischen Primats hinlänglich gesichert war, so fielen die Blicke der katholischen Oberhirten mehr auf sich selbst und die Ausbeute ihrer geistlichen Erwartungen; sie fingen an dieselbe zu sichten und auch in ihnen jene höhere allwaltende Einheit herzustellen, deren zerstreutes, nur zu oft getrübtes Abbild bisher die verschiedenen Kirchen der gesammten Christenheit gewesen waren. So lernten und übten sie nach und nach selbst an den Fehlern ihrer Vorgänger die schwere Kunst, dieselben zu verdecken, zu verneinen und zu verbessern. Sie sahen noch nicht klar ein, daß sie untrüglich seyn sollten, aber sie fühlten schon dunkel die Nothwendigkeit eines solchen Postulats und trafen theils bewußte, theils unbewußte Anstalten, jenes Postulat als ein Axiom vorzubereiten. In dieser Beziehung ist Pelagius eine interessante Erscheinung; er zeigt in seinen unsichern Schritten wie schlüpfrig die Bahn war, die er als halber Nachtwandler zu ebenen suchte.

Da die istrischen Bischöfe noch immer hartnäckig die Kirchengemeinschaft mit Rom verweigerten, so bot Pelagius statt der vergeblich angewandten feierlichen Vorstellungen die Gewalt der Waffen gegen sie auf, um durch das Schwerdt des Exarchen Smaragdus zu erzwingen, was sie der schuldigen Achtung für den Nachfolger des Petrus zu versagen schienen. Smaragdus nicht so besonnnen und duldsam wie Narses, setzte sich mit übereilter Heftigkeit zu einem dienstfertigen Werkzeuge des Pelagius herab, erschien in Grado,

ließ den Patriarchen Severus, dessen Vorgänger der oben erwähnte Elias gewesen war, nebst drei andern Bischöfen, ergreifen und im kläglichsten Triumphe nach Ravenna führen. Endlich gaben sie nach, in ihrer bisherigen Kraft gebrochen durch das gewaltthätige Bündniß der geistlichen und weltlichen Macht; sie verdammten nun auch die drei Capitel, schlossen sich wieder der römischen Kirche an, und erhielten dafür die Erlaubniß, in ihre Bisthümer zurückkehren zu dürfen. Kaum hatte aber Smaragdus dem gemäßigten Romanus Platz gemacht, so fiel auch das Werk des unnatürlichen Zwanges wieder über den Haufen, die istrischen Bischöfe beschützten neuerdings die drei Capitel und kündigten dem römischen Stuhle nochmals die Gemeinschaft auf, unter andern auch deswegen, weil sonst der longobardische Theil dieser Diöces sich von ihnen getrennt haben würde.

Um diese Zeit brach gegen die Bestätigung eines schon früher gebräuchlichen Titels zwischen Rom und Konstantinopel jener berüchtigte Streit aus, der den Pelagius um alle Fassung brachte, und noch lange nach ihm unter den gewaltsamsten Zuckungen des gekränkten Ehrgefühls und der hierarchischen Verzweiflung fortdauerte. Das Concilium zu Konstantinopel, versammelt in der Sache des angeklagten Patriarchen von Antiochien, Gregorius, der übrigens losgesprochen wurde, hatte dem Patriarchen der kaiserlichen Residenz, Johannes Jejunator — diesen Beinamen führte er wegen seines häufigen Fastens — den Ehrennamen eines ökumenischen Bischofs feierlich zugesichert. Dieser

Titel war keine Neuerung; schon Justinian legte denselben seinem ersten Hofprälaten bei; die untergeordnete Geistlichkeit hatte insonderheit einen schmeichlerischen Luxus damit getrieben, und auch den römischen Patriarchen war derselbe mehrmals beigelegt worden, ohne daß diese über die gleiche Auszeichnung ihres Amtsgenossen irgend Beschwerden erhoben hätten. Es stand freilich mit dem beigelegten Titel nicht mehr ganz so wie früher; die Synodalbestätigung setzte ihn in ein höheres und bleibendes Licht, und was bisher eine bloße Form höflicher Ergebenheit gewesen war, konnte mit der Zeit den Patriarchen von Konstantinopel durch eigensüchtige Deutung und erweiternde Kunstgriffe zur Aufstellung ungebührlicher Rechtsansprüche verleiten. Ging man auf die ursprüngliche Wortbedeutung des Titels zurück, so war sie allerdings dem Scheine nicht ungünstig, als habe der Patriarch von Konstantinopel als ökumenischer eine stille Anweisung erhalten, sich in der angedeuteten Eigenschaft unter der Hand an die Spitze der gesammten Christenheit zu stellen. Die glühende Eifersucht des römischen Patriarchen übertrieb natürlich die Möglichkeit der Gefahr, wie es überall zwischen mächtigen Nebenbuhlern zu gehen pflegt, wenn die Waagschalen eine geraume Zeit still gestanden haben, und sich dann plötzlich auf der einen Seite ein Uebergewicht zu erkennen giebt, sey es auch noch so klein und fast unmerklich. Es kommt etwas wunderlich heraus, politische Besorgnisse so feiner und weitaussehender Art mit dem Sauerteig sittlicher Vorschriften austreiben zu wollen. Die geistlichen Machthaber gleichen darin größtentheils voll-

kommen den weltlichen. Unter dem gegebenen Gesichtspunkte erklärte dann auch Pelagius den besagten Titel, an dem, nach seiner Meinung, eine so schwere Kette von Folgen hing, für abscheulich, gottlos, teuflisch, und drohte dem Johannes, der im Genuß des zuerkannten Ehrennamens keineswegs wie in seinen leiblichen Bedürfnissen ein Faster seyn wollte, mit Aufhebung der Kirchengemeinschaft, wenn er die antichristliche Auszeichnung nicht sogleich aufgebe. Es wäre gewiß zu noch stärkern Entladungen des Zorns gekommen, hätte sich nicht der Tod ins Mittel gelegt; denn bald darauf starb Pelagius II. am 8. Februar 590.

Geschichte des Papstthums.

Fünften Bandes zweite Abtheilung.

Gregor, entsprossen aus einer vornehmen senatorischen Familie, die auch den Bischof Felix II. unter ihre Vorfahren zählte, erzogen in den strengsten Grundsätzen der Frömmigkeit, und schon frühzeitig bewundert wegen seiner glücklichen und umfassenden Fortschritte in den damals üblichen Wissenschaften, unter denen ihm auch die Kenntniß der römischen Rechte nicht fremd blieb, stieg durch Begünstigung des Kaisers Justin II. zu der eben so ehrenvollen als einflußreichen Stelle eines Statthalters von Rom empor, und wenn auch der Zeitpunkt nicht genau anzugeben ist, in welchem er diese hohe Würde antrat, so ist es doch ausgemacht, daß er sie im Jahre 573 bekleidete. Bald aber erwachte die innige Sehnsucht nach einer heiligen, ganz den göttlichen Dingen gewidmeten Einsamkeit und Muße mit einer solchen Stärke in seiner sanften Seele, daß er nach dem Tode seines Vaters den Geschäften der Welt entsagte, das ihm zugefallene bedeutende Vermögen theils den Armen überließ, theils zur Stiftung mehrerer Klöster verwandte und in eins derselben selbst als Mönch eintrat. Die Benedictiner haben ihn als ein Mitglied ihres Ordens betrachten wollen, weil sie den Zuwachs des Glanzes fühlten, den ein solcher Genosse auf ihre Verbrüderung werfen könne; allein ihrer Annahme mangelt hinlänglicher Beweis, und es bleibt unausgemacht, zu welchem besondern klösterlichen Vereine Gregor eigentlich gehört hat. Er sollte die geliebte Ruhe, die er durch die strengste Lebensweise zu verdienen und zu ehren suchte, nicht lange ungestört genießen, denn

Gregor d. Große, römischer Bischof, 590—605.

beim Regierungsantritt Pelagius II. wurde er von diesem aus der Stille des Klosters in das öffentliche Leben zurückgerufen und in der Eigenschaft eines Apokrisiarius mit einer Sendung nach Konstantinopel beauftragt, deren Zweck und Erfolg bereits aus der frühern Erzählung bekannt ist. Er verweilte auf diesem Schauplatze der kirchlich-politischen Thätigkeit während des Zeitraums von 579—85 im Genusse einer allgemeinen Achtung und Liebe, der die huldvolle Aufmerksamkeit des Kaisers Mauritius noch einen festen Halt gab. Er war nicht frei von einem gewissen kindlichen Aberglauben, den die Abgeschiedenheit des Klosterlebens nur noch reichlicher entwickelt hatte, und den er bei seiner Rückkehr von Konstantinopel nach Rom durch die vermeinten kostbaren Reliquien bethätigte, die er aus jenen Gegenden mit der freudigsten Ueberzeugung von ihrer Aechtheit mitbrachte. Aufgeklärte Köpfe dürfen und mögen über die fromme Selbsttäuschung lächeln; der aufrichtige Sinn, welcher irdische Güter verschmäht, um himmlischen Schätzen nachzustreben, verdient in seiner tiefern Quelle darum nicht weniger eine zarte sittliche Schonung. Pelagius empfing den Gregorius nicht wie der Herr den Diener, sondern wie der Freund den Freund, aber die ausgesuchtesten Beweise dankbarer Ergebenheit konnten diesen nicht auf seiner bisherigen Laufbahn zurückhalten; er bat jenen so lange, so dringend, daß derselbe nicht umhin konnte, ihm seinen herzlichsten Wunsch zu gewähren, die Erlaubniß nämlich, wieder in das verlassene Kloster eintreten zu dürfen, wo er bald zu dessen Abt erhoben wurde, und als solcher mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit über die Aufrechthaltung der festgesetzten Ordnung wachte, in deren Interesse ihm auch das Geringste groß und nothwendig dünkte. Beim Tode des Pelagius be-

zeichnete ihn das Verlangen des Volks und der Geistlichkeit einstimmig als dessen Nachfolger; sein erprobtes Verdienst verwandelte die Förmlichkeiten der Wahl in ein Fest christlicher Freude, als habe dießmal wirklich der göttliche Geist den rechten Mann sichtbar aus der Menge hervorgehoben. Gregor selbst kam dem Einklang der Gemüther, die ihn mit begeisterter Hoffnung an die Spitze der Kirche riefen, keineswegs mit ehrgeiziger Betriebsamkeit entgegen; er zog sein glückliches Asyl der Andacht, dem hierarchischen Glanze unbedenklich vor, der den ersten Bischofsstuhl der Christenheit umgab, und der bis dahin so viele schwache Augen verblendet und mit leidenschaftlichem Verlangen entzündet hatte; er kannte die schweren Pflichten und die gefahrvollen Prüfungen, die ihm die angetragene Würde auflegte und wandte sich deshalb an seinen alten Gönner, den Kaiser Mauritius, mit der ernstlich gemeinten Bitte, und unter religiösen Abmahnungen, dieser möge der Wahl, die ihn zum Oberhaupte der römischen Kirche berufe, die erforderliche Bestätigung versagen. Der Statthalter von Rom schlug die Gegenvorstellung Gregors unter, sandte dafür das ergangene Wahldecret an den Hof von Konstantinopel, worauf von dort schnell die Genehmigung des Kaisers ankam, die er mit den wohlwollendsten Glückwünschen begleitete. Gregor, der mittlerweile der öffentlichen Erbauung durch geistliche Vorträge, der Abfassung verschiedener Bußgebete (Litaneien) und der Veranstaltung häufiger Processionen obgelegen hatte, um die Strafgerichte des Himmels abzuwenden, die man in dem wachsenden allgemeinen Elende zu erkennen glaubte, wurde durch die Bestätigungsurkunde von Seiten des Kaisers so unangenehm überrascht, daß er kein anderes Mittel sah, dem Zwange seiner Erhebung zu entgehen, als heimliche Flucht, die

er, troß der getroffenen Gegenanstalten unverzüglich bewerkstelligte. Das spähende Volk entdeckte indessen seinen Aufenthalt, und führte ihn jubelnd geradeswegs nach der Peterskirche, wo er sogleich am 3ten September 590 ordinirt wurde, nachdem der apostolische Stuhl seit dem 8ten Februar desselben Jahres erledigt gewesen war. Dieß sind die wichtigsten Begebenheiten, welche dem Antritt seiner Kirchenverwaltung vorangingen.

Nach herkömmlicher Sitte die durch die obwaltenden dogmatischen Zerwürfnisse ein besonderes Gewicht erhielt, eröffnete er seine Regierung mit der Abfassung eines Glaubensbekenntnisses, das er mit sichtbarem Bezug auf die bestehende Rangordnung an die Patriarchen von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem absandte, worin er die vier ersten allgemeinen Concilien dem Ansehn der vier biblischen Evangelien an die Seite setzt, das fünfte ebenfalls in Schuß nimmt und die drei Capitel verdammt, und zwar unter anderm mit der beigefügten Erklärung: Wer sich unterfängt die Personen zu lösen, die jenes Concilium gebunden hat, oder diejenigen zu binden, die eben dasselbe gelöst hat, der stürzt nicht dieses, sondern sich selbst ins Verderben. Auf jenen vier Concilien, so meinte er, ruhe der ganze Bau des heiligen Glaubens als auf einem viereckigen Grundstein und sie müßten als eine allgemeine Richtschnur des katholischen Lebens angesehen werden.

Er hatte hierauf nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Beilegung der Mishelligkeiten und Verwirrungen zu versuchen, die wegen der drei Capitel entstanden waren und vorzüglich in Istrien die schlimmste Wendung genommen hatten. Die Zusammenberufung eines Conciliums zu Rom schien ihm für jenen Behuf das zweckmäßigste Friedensmittel, indem er dabei vermuthlich mit

stiller Berechnung den vorwaltenden Einfluß des apostolischen Stuhls zu verwahren und auszubreiten suchte, und da er voraus sehen konnte, daß die istrischen Bischöfe der Einladung nach Rom nicht freiwillig folgen würden, so wirkte er von dem Kaiser Mauritius eine Verordnung aus, die jenen den Besuch des Concils als Pflicht gebot. Mehrere unter ihnen standen aber nicht unter der griechischen, sondern unter der longobardischen Herrschaft. Dieser Umstand, den Mauritius bei der erlassenen Verfügung übersehn oder doch nicht gehörig in Anschlag gebracht hatte, gab ihnen theilweise einen erwünschten Vorwand, dem ausgesprochenen Willen des Kaisers zu widerstreben, und ihre Weigerung politisch zu rechtfertigen. Zwangsmaßregeln ließen sich nicht wohl anwenden, und hätten wahrscheinlich nur dazu gedient, die istrischen Bischöfe auf die Seite der Longobarden hinüber zu ziehen und sie dem griechischen Staatsinteresse völlig zu entfremden. Der Blick des Mauritius durchdrang die kritische Lage der Sachen, und nahm daher jene Verordnung zurück, indem er zugleich dem Gregor die folgende Weisung zukommen ließ: Da Ew. Heiligkeit der jetzige verworrene Zustand von Italien wohl bekannt und mithin leicht zu begreifen ist, daß wir uns mit aller möglichen Klugheit in die Zeit schicken müssen, so befehlen wir Ew. Heiligkeit, den istrischen Bischöfen weiter keine Ungelegenheit zu verursachen, sondern sie gewähren zu lassen, bis es Gott gefallen wird, in diesen Gegenden die gesellschaftliche Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. So scheiterte die Un-

ternehmung Gregors in Absicht auf die istrischen Bischöfe.

Seit längerer Zeit hatten die Donatisten in Afrika mit den rechtgläubigen Katholiken in friedlichen Verhältnissen gelebt. Seit 591 fingen sie indessen an sich lebhafter zu regen. Gregor mochte jene Bewegungen für gefährlicher halten, als sie wirklich waren. Sein an sich lobenswerther Eifer für die Reinheit des Glaubens, schloß jene evangelische Duldsamkeit, jene schonende Milde aus, die zu allen Zeiten eine seltene Erscheinung war und seyn wird, insofern sie nicht auf religiösen Indifferentismus oder erklärten Unglauben beruht, sondern aus geläuterter Ueberzeugung und christlicher Sicherheit hervorgeht. In diesem Punkte zeigt sich oft bei den vortrefflichsten Menschen ein trauriger Widerstreit zwischen Kopf und Herz; auch Gregor war in demselben befangen; was sein liebevolles Gemüth für das höchste Gut unsers Geschlechts hielt, — die Fülle der göttlichen Gnade, — und als solches aus allen Kräften in immer weitern Kreisen zu verbreiten strebte, das bedingte sein orthodoxer Glaube von der andern Seite so eng und schroff, daß selbst sein natürliches Wohlwollen in Beziehung auf Andersdenkende oder sogenannte Ketzer als überfließende Bitterkeit erscheinen konnte, die sich an ihrer Verfolgung weide. Im Ganzen und Großen stand Gregor auf dem Gipfel seiner Zeit, im Einzelnen und namentlich im Punkte der religiösen Härte huldigte er der herrschenden Schwäche; den biblischen Ausspruch: „Nöthige sie hereinzukommen,“ welchem willkürliche Anwendung einen so gefährlichen Sinn untergeschoben hat, legte auch Gre-

gor in jenem Geiste der Gewaltthätigkeit aus, der durch das Beispiel seiner Vorgänger schon gewissermaßen zu einem kanonischen Ansehen gelangt war.

Zufolge eines alten Herkommens war in der afrikanischen Provinz Numidien die Metropolitanwürde das jedesmalige Eigenthum des ältesten Bischofs, abgesehn von allen andern Bestimmungsgründen und Rücksichten auf diese oder jene Stadt. Es traf sich, daß damals ein donatistischer Bischof, als der älteste in jenen Gegenden Ansprüche auf die Metropolitanwürde machen durfte und dieselben auch ohne Widerspruch der rechtgläubigen Bischöfe durchsetzte. Gregor betrachtete das Recht, welches das bloße höhere Alter verlieh, als einen unbefugten Eingriff in die Achtung, welche man dem bewährten Verdienste schuldig sey, und darin hatte er offenbar die Stimme der Vernunft für sich; doch dieser Anstoß drückte ihn gewiß weniger als der Umstand, daß gerade ein donatistischer Bischof Metropolit geworden war. Er schrieb deshalb einen Brief an den Gennadius, den Exarchen von Afrika, worin er die schmeichelhaftesten Ausdrücke verschwendete, und ihn aufs feierlichste beschwor, unter Zusicherung des göttlichen Beistandes, gegen die Anmaßungen jenes ketzerischen Miethlings seine ganze Kraft aufzubieten, wenn derselbe nicht anders in die heilsamen Schranken zurückgetrieben werden könne. Aus andern Briefen Gregors geht soviel hervor, daß die bisherige Eintracht zwischen den Donatisten und Rechtgläubigen über seine ängstlichen Anstrengungen siegte, und der Stand der Dinge derselbe blieb.

Auf den ersten Blick scheint es, als bilde sein gemäßigtes nachahmungswürdiges Verhalten gegen die Juden einen unvereinbaren Gegensatz zu dem strengen Verfahren, das er vergeblich gegen die Donatisten einschlug; bei einer nähern Betrachtung verschwindet aber jene Täuschung, und es zeigt sich von dieser Seite ein unverkennbarer Zusammenhang in seinen Grundsätzen. Man hatte an mehrern Orten den Juden das Christenthum mit Gewalt aufdringen wollen. Gregor misbilligte diesen Misbrauch höchlich, und erklärte sich in besondern Zuschriften an Virgilius, Bischof von Arles, Theodorus, Bischof von Marseille und Petrus, Bischof von Terracina unumwunden dagegen. Die Scheidewand zwischen Christen und Juden dünkte ihm vermuthlich so stark, daß er eine Annäherung auf dem Wege des Zwanges für unmöglich und also auch jeden Versuch der Art für unnatürlich und unstatthaft hielt. Zwischen den Donatisten und Rechtgläubigen gab es hingegen, trotz der verjährten Abweichungen, noch immer vielfältige Berührungspunkte, die in der letzten Zeit sich vielleicht nicht undeutlich zu einem stillen Uebergang anließen; darum drang Gregor so nachdrücklich auf den Prozeß der Ausscheidung. Das Judenthum kam ihm wie eine völlig fremdartige Seuche vor, die den Körper der katholischen Christenheit auch nicht von fern angriff, weil die abstoßende Verschiedenheit des Glaubens eine feste Trennungslinie gezogen hatte, deshalb wollte er in diesem besondern Falle die Freiheit der Meinung geschont wissen. Die donatistischen Irrungen betrachtete er hingegen als schleichendes Gift

in den Gliedern der Kirche, daher sein übertriebener Widerstand.

Wenn es unmöglich ist, den bisher erwähnten Bemühungen Gregors, so redlich sie auch gemeint waren, vollen unbedingten Beifall zu schenken, so hat er dagegen die lebhafteste Dankbarkeit der Zeitgenossen und die wärmste Verehrung der Nachwelt verdient, durch die gewissenhaften Anstrengungen, mit welchen er dem beschleunigten Verderben des geistlichen Standes entgegen arbeitete; sonst in seiner Gesinnung ein Verwandter des innigtiefen Johannes, zeigte er von dieser Seite, wie durch eine plötzliche Umwandlung, die unwiderstehliche Feuerkraft eines Paulus. Die Sittenlosigkeit, begünstigt durch die politischen Unruhen und die Unstetigkeit des öffentlichen Lebens hatte unter den Geistlichen das traurigste Unmaaß erreicht. Die Mönche lehnten sich gegen die Gesetze der Zucht auf, entflohen ihren Klöstern, stürzten sich in die Arme der Welt, von der sie früher Abschied genommen hatten, häufig ohne gehörige Selbstkenntniß, und holten in ausschweifenden Genüssen den Verlust ein, der ihnen je länger je unerträglicher geworden war. Gregor erfreute sich einer seltenen Ueberredungsgabe; er sparte sie jetzt nicht, es galt die wilden Ausreißer zur Rückkehr zu bewegen, unter denen er selbst einzelnen eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, wenn ihre Abwege ihn bei ihren ausgezeichneten Gaben schmerzlicher berührten. Er begnügte sich übrigens nicht mit Gegenvorstellungen, sondern griff das Uebel in seiner Wurzel an, indem er den kläglichen Verfall der Klöster durch geschärfte Verordnungen zu hemmen

und eine durchgreifende Verbesserung zu befördern suchte. Zu dem Ende gab er folgenden Bedingungen gesetzliche Kraft und zwar ohne alle Ausnahme und Enthebung. Niemand sollte vor dem 18ten Jahre in ein Kloster aufgenommen werden, und erst nach zwei vorhergegangenen Prüfungsjahren (Noviziat). Jedem Mönch, der seinen Aufenthalt im Kloster mit der Freiheit der Welt vertauschte, hatte damit die Verstoßung aus seinem Orden verwirkt, und ihm sollte außerdem die Strafe einer lebenslänglichen schweren Gefangenschaft treffen. Den Mönchen wurde das Umherreisen untersagt, überhaupt die Entfernung von ihrem Kloster ohne dringende Noth. Dieser Verbindlichkeit sollte selbst der Abt unterliegen. Endlich sollte kein Mönch in unvermeidlichen Fällen das Kloster allein verlassen, damit er, losgebunden von fremder Beobachtung nicht in schlimmere Versuchungen gerathe *). Diese Verordnungen brachten ihre wohlthätigen Wirkungen begreiflicherweise nicht auf der Stelle hervor, sie legten aber doch der eingerissenen Verwilderung Zaum und Gebiß an. Mit gleichem Ernst verfuhr Gregor gegen sittenlose Bischöfe, insonderheit gegen die schwunghafte Simonie und Unkeuschheit. Untergeordneten Geistlichen, z. B. den Subdiaconen verstattete er indessen den ehelichen Genuß, wenn sie schon früher verheirathet waren, und er dachte darüber lange nicht so streng, als sein großer Namensverwandter, Gregor VII.

*) Gregor. libr. 10. epist. 22. Qui sine teste ambulat, non recte vivit.

Der Uebertritt der arianischen Longobarden zu der katholischen Kirche war für Gregor eins seiner froheſten Lebensereignisse. Ihr König Anthari war ohne Erben gestorben. Die Wahl des Nachfolgers erregte unter ihnen unruhige Spaltungen, die sie dadurch beizulegen suchten, daß sie sich anheischig machten, denjenigen als ihren rechtmäßigen Herrscher anzuerkennen, welchem die verwittwete Königin Theudelinde, eine baierische Prinzessin, ihre Hand reichen würde. Sie erhob den verdienstvollen Kriegsmann Agilulf, einen von den Großen des Landes zu ihrem Gemahl. Die Pflicht der Dankbarkeit erleichterte und versüßte ihm die Nachgiebigkeit gegen Theudelinden, die in ihrem Eifer für die Reinheit der christlichen Lehre, der sich zum Theil aus ihren frühern Verhältnissen herschreiben mochte, kein geringeres Opfer von ihm begehrte, als die Annahme des katholischen Glaubens. Agilulf erfüllte ihren frommen Wunsch. Sein Beispiel wirkte um so mächtiger auf seine nächste Umgebung, da er es auch an ausdrücklichen Ermunterungen zur Nachfolge nicht fehlen ließ. Von den höhern Ständen verbreitete sich das Bekenntniß des Katholicismus gar bald auch über das Volk, das den Unterschied zwischen den beiden Religionsparteien unmöglich klar begreifen konnte, und sich gewiß mehr aus herkömmlichem Gehorsam als aus freier Ueberzeugung der Veränderung fügte, die am Ende kaum eine zu nennen war, denn bei den Bekehrungen in Masse pflegen sich die ungleichartigen Elemente gewöhnlich so grob zu mischen, daß es schwer ist, den verworrenen Meinungen und Sitten einen bestimmten Namen zu geben. Die von den aria-

nisch- oder heidnischgesinnten Longobarden niedergerissenen Kirchen und Klöster der Katholiken wurden nun auf Befehl des Königs wieder aufgebaut; er beschenkte sie reichlich, und berief auch die katholischen Bischöfe wieder zu ihren Aemtern zurück, die von seinem Vorfahren abgesetzt und verwiesen worden waren. Dieser Glaubenswechsel versprach dem Katholicismus für die Folgezeit noch größere Vortheile, als er jetzt schon darbot. Für die politische Gestaltung Oberitaliens knüpfte er vorzüglich Bande einer Gemeinschaft an, die dem römischen Stuhle unter den kriegerischen Bedrängnissen der Zeit trefflich zu statten kamen. Gregor stattete der Königin Theudelinde wegen ihrer gelungenen Bemühungen, unverzüglich seine aufrichtigsten Glückwünsche ab, begleitete dieselben mit den nachdrücklichsten Lobsprüchen, und übersandte ihr zum Zeichen seiner persönlichen Ergebenheit eine seiner Schriften als Geschenk, die aber in Form eines Gesprächs gerade zu seinen schwächsten Arbeiten gehört.

Zwischen Gregor und den irländischen Bischöfen, die noch immer fortfuhren, die drei Capitel gegen den römischen Stuhl zu vertheidigen, entstand um diese Zeit ein Briefwechsel, dessen nähere Veranlassung und eigentlicher Zweck nicht recht klar ist. Sie beklagten sich in ihrem Schreiben über die mannichfaltigen und schweren Verfolgungen, die bisher über sie ergangen wären, rühmten sich dabei ziemlich prahlerisch ihrer erprobten Standhaftigkeit und setzten den Einbruch der Longobarden in Italien als Zeichen des göttlichen Zornes auf Rechnung der vom apostolischen Stuhle verdammten drei Capitel. Gregor verwies

ihnen den hochfahrenden Ton unchristlicher Selbstgefälligkeit, vertheidigte die Uebereinstimmung der drei Capitel mit den chalcedonischen Beschlüssen, und ermahnte sie, mit Beseitigung ihrer bisherigen Vorurtheile wieder in die römische Kirchengemeinschaft einzutreten. Seine Vorstellungen verfehlten die gehoffte Wirkung; dieß läßt sich unter andern auch aus der freien und starken Sprache schließen, die der irländische Mönch Columban später für die drei Capitel gegen Gregor führte, und die er später (614) gegen Bonifaz IV. wiederholte; auch in Absicht auf die Zeit der Osterfeier sprach er gegen Gregor für den alten orientalischen Gebrauch, in Folge dessen sie auf den 14ten des jüdischen Monats Nisan fiel, weshalb die Anhänger dieser chronologischen Festbestimmung schon seit mehrern Jahrhunderten die Namen der Quartodecimaner erhalten hatten.

Wie sehr auch Gregor zur versöhnenden Milde geneigt war, wo bloß seine Persönlichkeit gereizt und beleidigt wurde, so behauptete er dagegen die höhern Vorrechte seines Stuhls mit einer so überlegten Standhaftigkeit, daß sie sich nicht wohl anders erklären läßt, als aus dem Gefühle seiner Pflicht, mag er auch darin geirrt haben, insofern man seine Schritte historisch beurtheilt. Hadrian, Bischof des thessalischen Theben, angeklagt bei seinem Metropoliten wegen verschiedener schweren Vergehungen und von dem Letztern auf einer Provinzialsynode mit Beistimmung der versammelten Bischöfe erst verurtheilt und dann auch abgesetzt, hatte gegen diese Entscheidung seine Zuflucht zu dem Kaiser Mauritius genommen, der hierauf eine neue richterliche Untersu-

chung anordnete und die Leitung derselben dem Johannes, Primas von Illyrien auftrug. Der letztere bestätigte das gefällte Urtheil, mit dem sich aber Hadrianus so wenig beruhigte, daß er dagegen an Gregor appellirte, der nach sorgfältiger Prüfung der Gründe und Gegengründe den Hadrianus von aller Schuld lossprach, ihn von der Gerichtsbarkeit seines Metropoliten enthob, diesen nicht nur nöthigte, den abgesetzten Bischof wieder in sein Amt einzuführen, sondern wegen seines ungerechten Verfahrens auch dreißig Tage hindurch vom Genusse des Abendmahls ausschloß und im Falle des Ungehorsams mit noch weit härtern Strafen bedrohte.

Gegen die weltliche Obrigkeit bewies Gregor bei mehrern Gelegenheiten geschmeidige Klugheit, ohne deshalb sich und dem römischen Primate unmittelbar etwas zu vergeben; er vereinigte den Staatsmann und den Patriarchen so fein und geschickt in seiner Person, daß es zweifelhaft bleibt, von welcher Seite er sein praktisches Talent in ein helleres Licht gesetzt hat. So ersuchte er die fränkischen Könige Theudobert und Theodorich mit der verbindlichsten Gelindigkeit, aus eigner Machtvollkommenheit eine und die andere Ungebühr in dem Kirchenwesen ihres Gebiets abzustellen, über die er aus Pflicht das Schweigen brechen mußte. Etwas weiter ging er gegen die Königin Brunhild heraus; er schlug ihr zur Beseitigung der eingerissenen Misbräuche eine Synode vor, die er selbst durch einen Legaten beschicken wolle. Die ihm sonst sehr geneigte Königin ging indessen nicht darauf ein. Diese Furie, ein Scheusal ihres Geschlechts, hatte zunächst ganz andere Dinge im

Sinne, und vielleicht spürte auch ihre Herrschsucht etwas Unheimliches in dem Antrage Gregors. — Seinen weitschauenden Blicken entschwand übrigens das Fernste so wenig als das Nächste. So stand er mit Leander, dem Bischofe von Sevilla, in fortwährender Verbindung, an der freilich die treue Freundschaft aus früherer Zeit den edelsten Antheil hatte. So knüpfte er Virgilius, den Bischof von Arles durch Verleihung des Vicariats und des Palliums fester an das römische Interesse.

Schon zur Zeit des Damasus war Illyrien, wie gehörigen Orts erzählt worden ist, in förmliche Abhängigkeit von Rom gerathen. Die Errichtung des apostolischen Vicariats in Thessalonich sprach dieses Verhältniß damals laut genug aus. Zu einer durchgreifenden Feststellung der kirchlichen Verfassungsformen war es seither in jenen Gegenden noch immer nicht gekommen; es hatte umgekehrt in der schwankenden Lage der Dinge nicht an periodischen Abwechselungen gefehlt, wie ebenfalls weiter oben gelegentlich bemerkt worden ist. Nach dem Tode des Natalis, Bischofs von Salona in Dalmatien, der sich den gegründeten Forderungen und Beschwerden Gregors mit reumüthiger Folgsamkeit gefügt hatte, war Maximus, ein mit Recht übel berüchtigter Mann, in den Besitz der erledigten Stelle gelangt; er verdankte seine Erhebung dem verführerischen Gebrauche seines Reichthums, wodurch es ihm gelungen, den mitwerbenden Archidiaconus Honoratus zurückzudrängen. Gregor hatte den Letztern zum Bischofe von Salona ausersehen und empfohlen. Die Wahl des Maximus, die ohnehin

starke Spuren der Ungesetzlichkeit verrieth, erklärte er noch aus dem besondern Grunde für null und nichtig, weil sie ohne Vorwissen und Einwilligung des römischen Stuhls getroffen worden sey; ein oberrichterliches Urtheil, das plötzlich auf die empfindlichste Weise durch die eingegangene Bestätigung des Maximus von Seiten des Kaisers, wo nicht geradezu umgestoßen, doch durchkreuzt wurde. In dieser Verlegenheit vergaß Gregor weder die Ehrfurcht gegen Mauritius, noch die Achtung gegen seinen eigenen Beruf, der ihn, wie er glaubte, zum gemessensten Widerstande berechtige; er untersagte zuvörderst dem Maximus die Verrichtung aller priesterlichen Handlungen auf so lange Zeit, bis der höchste Wille des besser unterrichteten Kaisers nicht mehr dem geringsten Zweifel unterliege, entbot den Erstern zugleich nach Rom, um ihn dort einer weitern Rechenschaft zu unterwerfen, und ließ diese Vorladung in Salona öffentlich anschlagen. Maximus verhöhnte dieselbe theils durch übermüthiges Stillschweigen, theils durch fortdauernden Widerstand, theils durch eine förmliche Berufung an den Kaiser, der dem Gregor die Weisung gab, das Geschehene nicht weiter zu berühren. Nach einem wiederholten, aber vergeblichen Versuche, den Mauritius auf andere Gedanken zu bringen legte sich Gregor endlich zum Ziele, wie lebhaft ihn auch die, dem römischen Primate versetzte Wunde schmerzen mochte. Wenn ihn aber auch die Rücksicht auf den unerschütterlichen Entschluß des Kaisers dazu vermocht hatte, die vollzogene Ordination des Maximus gut zu heißen, so hielt er doch auch wieder in seiner Nachgiebigkeit ein festes Maaß, indem

er den Maximus nochmals nach Rom beschied, damit er sich hier gegen die schweren Beschuldigungen verantworte, die gegen seine ärgerlichen Sitten erhoben wurden. Maximus wollte sein Ausbleiben mit dem kirchlichen Herkommen und Gesetze rechtfertigen, welches besage, daß ein Bischof nur an dem Orte seines Aufenthalts wegen angeblicher Vergehungen gerichtet werden könne. Es kam von beiden Seiten noch zu einigen lebhaften Erörterungen, Vorwürfen und Entschuldigungsversuchen, bis die Streitsache mit ihren mannichfaltigen Verwickelungen durch die gebieterische Haltung des Kaisers und die weise Friedfertigkeit des Gregors für immer beigelegt wurde.

Der hartnäckige Kampf mit den Persern und Longobarden hatte die kaiserlichen Streitmassen sehr beträchlicht vermindert: dazu kam nun noch, daß viele Soldaten aus dem geschwächten Heere ins Klosterleben eintraten, größtentheils wohl mehr aus Liebe zur Bequemlichkeit und Ruhe als aus wahrem Herzensdrange. Kaum hatte Mauritius (593) diesen Uebelstand bemerkt, der sich ihm sogleich mit allen seinen gefährlichen Folgen darstellte, so erließ er an den Gregor dagegen ein ernstliches Verbot, welches der Letztere als oberster Diener der Kirche dem ganzen Abendlande verkündigen sollte. Unter den gesammten Zeitgenossen hatte vielleicht Niemand höhere Begriffe von dem Werthe des Mönchslebens als gerade Gregor; von der andern Seite kannte und ehrte er aber auch die Pflichten des Unterthans, und mit den letztern schienen ihm in dem gegenwärtigen Falle die gerechten Ansprüche des Himmels auch wieder unvereinbar zu streiten; in die-

ser außerordentlichen Bedrängniß des welterfahrnen Geistes und des ängstlichen Gewissens schrieb er an den Kaiser Mauritius jenen merkwürdigen Brief, in dem sich die Peinlichkeit seiner Lage mit der rührendsten Einfalt und Kraft ausdrückt. Es ist der Mühe werth, besonders auch in Rücksicht auf das entgegengesetzte Betragen so manches römischen Bischofs einige charakteristische Hauptstellen daraus zu entlehnen.

Ich muß meinen gnädigen Herrn — (er meint damit den Kaiser Mauritius und dessen Sohn Theodosius) — frei bekennen, daß deren letzte Verordnung mich in die größte Verlegenheit setzt, da ich daraus abgenommen, daß der Weg zum Himmel vielen verschlossen und dasjenige, was bisher freistand, künftighin für unerlaubt erklärt worden ist. Es mag wahr seyn, daß viele im Gewande der Welt ein gottseliges Leben führen können. Aber wer bin ich, daß ich mich unterfange, mit meinen gnädigen Herrn zu reden? Ich bin ja nur Staub und ein Wurm. Euch ist die Macht über alle Menschen verliehen, damit solchen, die tugendhaft und glücklich leben wollen, geholfen, und jede mögliche Unterstützung geleistet, damit der Weg zum Himmel sich erweitere und die irdischen Königreiche der himmlischen Herrschaft in heilbringender Unterwürfigkeit dienen. Aber nun soll leider keinem, der die Waffen des Krieges führt, fernerhin mehr verstattet seyn, in den Dienst Christi zu treten, bis erst eine gewisse Zeit verflossen, oder er durch Schwachheit und Unvermögen zu weiterer Verwendung untüchtig geworden ist. Höret doch nicht sowohl mich als Christum, der durch den geringsten seiner und

eurer Diener zu Euch sagt: Du warst ein Schreiber, aber ich habe Dich zum Obersten der kaiserlichen Leibwache und hernach bis zur Würde eines Cäsar erhoben; ich habe Dich noch später auf den kaiserlichen Thron gesetzt und Dich nicht nur zum Kaiser, sondern auch zum Vater eines Kaisers gemacht. Ich habe Dir die Gewalt über meine Priester gegeben, und Du hältst nun die Soldaten von meinem Dienst zurück. Antworte mir darauf, gottseliger Kaiser, ich bitte, antworte Deinem Knechte. Was willst Du denn Deinem Herrn antworten, wenn er Dir dieses am Tage der Rechenschaft vorhalten wird? Du wirst vielleicht sagen, daß die Bekehrung der Soldaten, die aus dem Heere in ein Kloster treten, nicht aufrichtig sey. Ich aber, Dein unwürdigster Knecht, kenne viele bekehrte Soldaten, die noch bis auf den heutigen Tag in den Klöstern Wunderwerke verrichten. Ich habe zwar als ein dem Befehl Unterworfener (ego quidem jussioni subjectus) das besagte Gesetz in allen Theilen der Welt zur öffentlichen Kenntniß gebracht; da ich aber stark besorge, es dürfte Gott misfallen, so habe ich nicht unterlassen wollen, meinem hohen Herrn dieß zu melden. Und so hoffe ich meiner Pflicht auf beiden Seiten zu genügen. Ich habe von der einen dem Kaiser Gehorsam geleistet, und auf der andern auch meine Ansicht offenherzig und freimüthig entdeckt." — Dieses Schreiben ist sicherlich den Bekenntnissen der schönsten Seele anzureihen; es athmet außer der religiösen Salbung, wenn diese auch nebenbei in einen unmäßigen Wunderglauben hinüberspielt, von den Krankheiten des Zeitalters einen so unverfängli-

daß Gregor in dieser Hinsicht für alle seine Nachfolger ein ewiges unübertroffenes Musterbild bleibt.

Im Jahre 594 versuchte Gregor, den Einwohnern von Italien durch das Gewicht seiner wohlgemeinten Vorstellungen einige Erleichterung ihres harten Looses zu bereiten, denn die kaiserlichen Beamten und Kriegsführer wetteiferten mit den Longobarden in Gewaltthätigkeiten und Erpressungen. Der damalige Exarch Romanus hatte mit Agilulf einen Frieden geschlossen, der aber bald wieder neuen Feindseligkeiten Platz machte, als der König der Longobarden mit seinen aufrührerischen Großen in einen gefährlichen Kampf verwickelt wurde. Er rächte den Treubruch des Romanus durch einen verheerenden Ueberfall des Exarchats und des römischen Gebiets. Die unerhörten Leiden jener Zeit hat Gregor in einem seiner Briefe folgendermaßen geschildert: „Wir hören um und neben uns nichts als Seufzer und sehen nichts als Thränen. Unsere Festungen sind entblößt und niedergerissen, unsere Städte liegen unter Schutt begraben, unsere Aecker unbearbeitet und die volkreichsten Ortschaften sehen Wüsteneien ähnlich. Es sind wenig Einwohner übriggeblieben, und diese wenigen haben täglich den Verlust ihres Lebens zu befürchten; andere werden in die Knechtschaft fortgeschleppt; täglich erscheinen einige vor uns, denen die mitleidlosen Feinde die Hände abgehauen haben." Gregor wünschte dem gränzenlosen Elende Einhalt zu thun, und theilte deshalb dem Agilulf einige Friedensvorschläge mit, die dieser unbedenklich ergriff, weil er damals gegen das wohlbesetzte

chen Geist christlicher Verträglichkeit und Milde, Rom und Ravenna mit Waffengewalt nichts vermochte, und die Einstellung des Kampfes, wenigstens für jetzt seinen weitaussehenden Entwürfen Vortheile darbot. Romanus wünschte und betrieb umgekehrt die Fortsetzung des Krieges, einmal, um dem erschöpften Agilulf keine Erholung zu gönnen, und dann auch in der Absicht, die Schale des öffentlichen Jammers bis an den äußersten Rand für seine unersättliche Raubgier zu füllen. Er beklagte sich bei Mauritius über die unberufene und ungeschickte Einmischung Gregors, der sich von Agilulfs verstellter Friedensliebe habe blenden lassen; der Kaiser gab deshalb dem römischen Bischof einen derben Verweis, nannte ihn ziemlich unverblümt einen unvorsichtigen, einfältigen Mann, und rieth ihm, dem Spiele des Kriegsglücks für die Zukunft ruhig zuzusehn. Gregor verschmerzte die arge Beleidigung mit christlicher Ergebung, tröstete sich darüber mit dem Bewußtseyn erfüllter Pflicht und meldete der Kaiserin in einem besondern Schreiben den wahren Stand der Sache, ohne daß diese es wagte, bei ihrem Gemahl seine Rechtfertigung zu übernehmen. Es scheint, daß Gregor aus Glaubenszuneigung für die jetzt orthodoxen Longobarden seinen politischen Eifer nicht völlig in den Schranken der Klugheit gehalten hatte.

Mit dem größten Nachdrucke und einer ungewöhnlichen Heftigkeit, die das Maaß seines sonst ruhigen und gefaßten Charakters weit überschritt, widersprach Gregor dem neuerlich aufgekommenen Titel des Patriarchen von Konstantinopel, der sich fast in allen Zeilen eines nach

Rom ausgefertigten Urtheils den **allgemeinen** (ökumenischen) Bischof genannt hatte. Gregor betrachtete den stolzen Titel und wohl nicht ganz ohne Grund, als eine Anmaßung, welche in ihrer versteckten Endabsicht die Gerechtsame aller Bischöfe beeinträchtige, namentlich das herkömmliche Primat des römischen. Mit höhnischer Bitterkeit, die sonst seinen Briefen völlig fremd ist, greift er in seinem Bericht an den Kaiser die gleisnerische Frömmigkeit seines Gegners, des Johannes Jejunator folgendermaßen an: „Welche menschliche Tapferkeit, allerdurchlauchtigster Herr, welcher menschliche Arm würde es wagen, gegen die Hoheit des allerchristlichsten Beherrschers, irreligiöse Hände aufzuheben, wenn die Herzen der Priester einmüthig, wie sie sollten, ihren Erlöser für Euch anflehen? Welches Schwerdt des wildesten Volkes würde wohl zum Untergange der Gläubigen so grausam wüthen, wenn nicht das Leben derer, die Priester heißen und es nicht sind, von den schändlichsten Handlungen entehrt würde? Wir, die wir unsere Pflicht hintansetzen und nach Dingen streben, die uns nicht zukommen, wir verbinden unsere Sünden mit der Macht der Barbaren, unsere Schuld stählt die Schwerdter der Feinde, welche die Kräfte des Staats zerstören. Wie wollen wir uns verantworten, wir, die das Volk Gottes, dessen unwürdige Vorsteher wir sind, durch die Lasten unsrer Sünde erdrücken? wir, die das durch ihr Beispiel niederreißen, was sie durch ihre Lehren aufbauen, die durch Thaten das Böse lehren, und bloß mit der Zunge das Gute bekennen. **Wir schwächen unsere Leiber mit Fasten, schwellen aber unsere**

Seele mit Eitelkeit an, bedecken unsre Körper mit schlechten Kleidern, aber unsre Herzen athmen einen Hochmuth, der den Stolz des Purpurs hinter sich läßt. Wir liegen im Staube und heften zugleich unsre Augen auf den Schimmer. Wir Lehrer der Niedrigen sind die Vorbilder des Uebermuths. Wir bergen unter der Schaafsmiene die Wolfszähne, und was ist das Ende davon? daß wir Menschen täuschen, aber nicht Gott. Weise sucht zwar unser frommer Herrscher, um dem Kriege zu steuern, den Kirchenfrieden zu erhalten, und die Herzen zu vereinigen. Was mich betrifft, so wünsche ich dieß ebenfalls und unterwerfe mich den allerhöchsten Befehlen. Weil aber diese Angelegenheit nicht die meinige sondern Gottes ist, weil ich nicht allein, sondern die ganze Kirche beunruhigt wird, weil die heiligen Gesetze, die heilige Synode, weil selbst die Befehle unseres Herrn Jesu Christi durch einen so übermüthigen und pomphaften Titel verletzt worden, so wünsche ich, daß der fromme Kaiser diese Wunde ausschneide und den widerstrebenden Kranken mit den Banden seines kirchlichen Ansehens fessele." Im Verfolge des Schreibens führte er dem Kaiser zu Gemüthe, daß selbst der Erste unter den Aposteln, Petrus, diese höllentrotzenden Stütze der Kirche, nie den Titel eines allgemeinen Apostels geführt habe, daß auch keiner von den Vorgängern des Johannes sich des heillosen Titels erfrecht habe, so tief sie auch bei verschiedenen Gelegenheiten den Anwandlungen eines unbändigen Ehrgeizes nachgegeben hätten. Ich — fährt er fort — bin

der Diener aller Priester, insofern sie priesterlich leben. Durch diese Aeußerung soll er Veranlassung gegeben haben, daß später der Titel der römischen Bischöfe: Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei) in Gang kam. Nach andern Berichten legte sich Gregor diesen Charakter selbst bei, gewiß nicht aus Heuchelei, aber doch wohl aus Antrieb einer stolzen Demuth, die in dem absichtlich hervorgehobenen, schreienden Contraste eine Art von verzweiflungsvoller Selbstbefriedigung suchte.

Gregor drang mit seinen Gegenvorstellungen eben so wenig beim Kaiser als bei den Patriarchen von Konstantinopel durch; er mußte für jetzt die Sache auf sich beruhen lassen, nahm sie aber nach dem Tode des Johannes gegen dessen Nachfolger Cyriakus noch einmal auf, ohne aber auch dießmal in seinen rastlosen Bemühungen glücklicher zu seyn. Der Kaiser wollte den Schein haben, als mische er sich nicht in die streitige Angelegenheit, welche bloß die Kirche und keineswegs den Staat angehe. Inzwischen leistete er, dem Johannes wie dem Cyriakus mächtigen Vorschub, weil der Titel eines ökumenischen Patriarchen einen Glanz auf die Kirche von Konstantinopel und sonach auch unmittelbar auf den Sitz der griechischen Herrschaft warf.

Wie Gregor auch Missionsanstalten für die Bekehrung der Beförderer gethan hat, ist schon früher erzählt worden.

Urtheilen wir billig, so erscheint Gregor, wenn er auch hier und da seine Urtheilskraft in einem schwachen Lichte gezeigt hat, vor dem

Richterstuhl der Sittlichkeit als ein höchst achtbarer Charakter. Diesen Ruf der sittlichen Reinheit befleckte er jedoch noch vor seinem Tode durch das unwürdige schmeichlerische oder vielmehr kriechende und höfische Betragen, welches er gegen den schändlichen Thronräuber und Kaisermörder Phocas annahm. Dieser hatte sich durch eine Aufwiegelung des Heeres gegen Mauritius, und die barbarische Ermordung des Letztern und seiner ganzen Familie auf den Thron von Konstantinopel geschwungen und seinen Weg zu diesem Ziele mit dem grausamsten Blutvergießen bezeichnet. Gregor, der sonst gutmüthige Gregor, vergißt aller dieser Schandthaten, die ihm nicht verborgen seyn konnten, vergißt alle die Hochachtung, die er sonst dem Andenken des Mauritius schuldig ist, vergißt endlich sogar die Hoheit des Amts, welches Unthaten verabscheuen muß, und ruft dem Phocas glückwünschend entgegen: Preis sey Gott in der Höhe, der, wie geschrieben steht, die Zeiten wechseln läßt, und Königreiche auf andere überträgt, der durch den Mund seiner Propheten Allen kundthut. Der Höchste herrschet in den Reihen der Menschen, und urtheilt sie, wenn er will. Die Leitung des menschlichen Lebens hängt bloß von der unbegreiflichen Willkür des Allmächtigen ab. Manchmal wird, wenn vieler Gerechten Sünden sollen bestraft werden, einer hervorgehoben, durch dessen Härte der Höchste die Untergebenen das Joch der Mishandlung fühlen lassen möchte. Dieses haben wir bei unserm langen Leiden erfahren. Manchmal aber, wenn der barmherzige Gott viele trauernde Herzen wieder mit seinem Troste erquicken will, ruft er einen

zu der Höhe des Throns, durch dessen mitleidsvolle Gesinnungen er Beweise seiner Huld in die Herzen Aller ergießt. Wir rechnen um so mehr auf dieses Uebermaß von Huld, da wir uns freuen, daß die Güte Eurer Frömmigkeit auf den Gipfel der kaiserlichen Würde gelangt ist. Die Himmel müssen sich freuen, es müsse die Erde jauchzen, und die Bewohner des ganzen Staats, welche bisher so viel gelitten, müssen sich über Eure wohlthätigen Handlungen erfreuen u. s. w. — „Welche Zunge konnte aussprechen, welche Rede umfassen, wie vielen Dank wir dem allmächtigen Gott schuldig sind — so schreibt Gregor an die Gemahlin des Phocas — für das Glück Eurer Herrschaft, daß so schwere, so langwierige Lasten von unserm Haupte hinweggenommen sind, daß ein leichtes Joch der kaiserlichen Hoheit uns auferlegt worden ist, das die Untergebenen gern tragen. Preis erschalle demnach aus dem Munde lobpreisender Engel im Himmel dem Schöpfer des Alls, ihm werde von allen Bewohnern der Erde Dank dargebracht, weil der ganze Staat, welcher an den Wunden vieles Jammers krankte, jetzt durch Euch die Erquickungen des Trostes empfindet." —

Nach diesen und andern Aeußerungen Gregors, müßte Mauritius der größte Despot gewesen seyn und Phocas ein Muster menschlicher Vollkommenheit, und dennoch fand von beiden Seiten das gerade Gegentheil Statt. Da man dem Gregor, wegen dieser ekelhaften, durchaus unchristlichen, schlechthin verwerflichen Schmeichelei weder mit der Schwäche seines Alters, noch mit seiner Unkunde der thatsächlichen Vorgänge, ent-

schuldigen kann; so möchte wohl die glimpflichste Ausflucht in der wahrscheinlichen Annahme zu suchen seyn, Gregor habe durch die Gunst des Kaisers seinem Stuhle den heißersehnten Sieg über die herausfordernde Titelsucht des Patriarchen von Konstantinopel verschaffen wollen. Dieser Triumph, den Gregor aber nicht erlebte, wurde seinem Nachfolger im erwünschtesten Maaße zu Theil.

Dem Gregor verdankt das Mönchthum im Abendlande zum Theil seine bestimmtere und vollkommenere Organisation; eine Aussaat, die ihm und noch mehr seinen Nachfolgern reiche Früchte getragen hat. Er selbst war früher nach den Begriffen und Sitten der Zeit gewissermaßen das Ideal eines Mönchs gewesen. Der Glanz seines unvergeßlichen Beispiels strahlte auf das gesammte Klosterleben zurück, und diente demselben zu einer fortwährenden Verherrlichung. Mit welcher strengen und wohlthätigen Aufmerksamkeit Gregor auch als römischer Bischof den sittlichen Verfall der Mönche hemmte und an ihren religiös-geselligen Fortschritten arbeitete, ist bereits weiter oben erwähnt worden. Denselben Zweck beabsichtigte er auch bei seinen anderweitigen Verordnungen. So verfügte er beim Ablaufe des sechsten Jahrhunderts, daß man in keinem Kloster eine größere Zahl von Mönchen unter die Presbyter aufnehmen sollte, als zum Behufe des Gottesdienstes durchaus erforderlich sey. So warnte er verschiedene Bischöfe nachdrücklich, Mönche ihrem eignen Clerus einzuverleiben oder sie bei irgend einer Kirche anzustellen, wenn die Umstände es nicht unausweichlich geboten. Die Aebte ein-

zelner Klöster in der römischen Diöcese erhoben von Zeit zu Zeit lebhafte Beschwerden über die Beeinträchtigungen der Bischöfe. Gregor trat bei diesem Streit der Verhältnisse mit dem weisen Ernst seines Charakters und Amtes ins Mittel. Er gebot den Bischöfen, weder die Güter noch die Documente der Klöster anzutasten, jeden von den Mönchen kanonisch gewählten Abt ohne Widerstreben und unentgeldlich einzuführen, die Freiheit derselben nicht ungebührlich zu kränken, ohne Einwilligung des Abtes keinen Mönch aus dem Kloster zu nehmen, kein Inventarium der Besitzungen und Urkunden des Klosters entwerfen zu lassen, um es für den Privatgebrauch zu verwenden, und endlich die Klöster nicht allzuoft zu besuchen, und dahin zu sehen, daß der Besuch den Mönchen nicht zur Last falle. Was die Aufsicht und die Ermahnungen der Bischöfe betraf — ad visitandum et exhortandum — so sollten sie darin nicht beschränkt werden, sie hatten umgekehrt das bestimmte Recht und die ausdrückliche Pflicht, für die Ordnung, Disciplin, und Beobachtung der Regel in jedem Kloster die zweckmäßigste Sorge zu tragen. Gregor war also auch fern von dem Gedanken, den Bischöfen die Befugniß der Ordination entziehen zu wollen, wenn sie es nämlich für gut fanden, den Mönchen die heiligen Weihen zu ertheilen. Blinder Gehorsam gegen die Aebte und überhaupt gegen ihre Obern war unter den Tugenden der Selbstverläugnung die erste, die man den Mönchen zur unbedingten Pflicht machte. Gregor rühmt diese unbedingte Hingebung in seinen Briefen häufig an den Klosterheiligen, die er als Muster auf-

stellt, häufig als das letzte Ziel der Vollendung. Strenge Unterwürfigkeit, regelmäßig eingeübt durch äußern Zwang, und eingeschärft durch den Drang des Gewissens, wurde mit Recht als die festeste Grundlage jener monarchischen Ordnung betrachtet, die das gesammte Klosterleben durchdringen, und wo möglich zu einer Vorstelle des Himmels weihen sollte.

Durch Gregor den Großen kam endlich auch die Lehre vom Fegefeuer in stärkern Umschwung, denn man darf ihn keineswegs als den Erfinder derselben ansehen, wie es wohl zuweilen in unvorsichtigen Ausdrücken geschehen ist. Schon Plato sprach von einem Läuterungszustande der Seelen nach dem Tode, und setzte diese Idee in Verbindung mit den alterthümlichen Begriffen, die über die Seelenwanderung im Gange waren. Es ist indessen nicht so leicht, die wahre Meinung dieses genialen Denkers von dem Fortgange der besagten Seelenreinigung vollkommen aufzufassen; er spricht zuweilen seine tiefsten Ansichten in der dichterischen Form philosophischer Menschen aus, die man also vorher ihres fremdartigen Schmuckes entkleiden muß, ehe man sie als ein Ergebniß der reinen Theorie aufstellen darf. So knüpft er z. B. den Begriff der Philosophie, in sofern sie das Erwachen des Selbstbewußtseyns vorbildet und steigert, mit der Vorstellung einer Präexistenz der Seele zusammen, wobei es dahin gestellt bleibt, ob und wie weit es ihm mit dieser phantasiereichen Annahme baarer Ernst war. Unter den Kirchenvätern griff besonders Origines jene platonische Anschauungsweise mit sichtbarer Vorliebe auf; auch er vertiefte sich gern in ah-

nungsvolle Ansichten über die allgemeinen und letzten Beziehungen der Dinge, selbst auf die Gefahr, mitunter in traumähnliche Visionen zu versinken. Er ist deshalb für die Lehre vom Fegefeuer eine Autorität, die nur mit dem feinsten dogmatischen Tact behandelt seyn will. Augustinus, dessen großes und eigenthümliches Talent hauptsächlich darin bestand, den Zusammenhang der verschiedenen Glaubenspunkte tiefsinniger aufzufassen, nahm auch mit besonderm Interesse das höhere Moment wahr, welches die Annahme eines Läuterungszustandes nach dem Tode mit sich führte. Gregor der Große folgte, wie es scheint, mehr den Bestimmungsgründen der Andacht als einem wissenschaftlichen Bewußtseyn, indem er die herkömmlichen Begriffe vom Fegefeuer auf den öffentlichen Cultus übertrug. Ihn bewegte vermuthlich zunächst liebevolle Sorge für das Seelenheil der Verstorbenen, verbunden mit der festen Ueberzeugung von der siegreichen Kraft einer frommen Fürbitte. Auf keinen Fall darf man in der Vorstellungsweise Gregors die gereinigte Ansicht vom Fegefeuer suchen, welche ein aufgeklärter Katholicismus als die seinige erkennt. Unmittelbar und ausdrücklich ist die Lehre vom Fegefeuer in keiner Bibelstelle mit Zuverlässigkeit nachzuweisen; die protestantischen Schriftausleger haben sich deshalb auch mit der freimüthigsten Bestimmtheit gegen jeden Versuch erklärt, der in diesem Sinne angestellt worden ist, und ihre Einwürfe dürften unwiderstehlich seyn, wenn einmal der Grundsatz feststeht, daß nichts zur biblischen Dogmatik gerechnet werden darf, was sich nicht durch klare übereinstimmende und gewisse Aus-

sprüche als eine Glaubenswahrheit der göttlichen Offenbarung erweisen läßt. Da aber die Bibel kein System in wissenschaftlicher Form aufstellt, so haben Theologen und Philosophen um die Wette zu allen Zeiten ihre besondern Meinungen mit dem Ansehen der heiligen Urkunden sichern, oft auch blos aufputzen wollen, und der Streit über die Rechtmäßigkeit der verschiedenen Ansprüche wird so lange dauern, bis die Mannichfaltigkeit der Denk- und Empfindungsweisen in einem vollkommenen Gleichmaße zusammentrifft, was in der gegenwärtigen irdischen Dunkelheit nie geschehen wird, und nach dem Plane der Vorsehung wohl auch nie geschehen soll. Denkende Katholiken müssen sich damit bescheiden, daß die Lehre vom Fegefeuer eine gewisse biblische Analogie für sich hat, sobald man über den Buchstaben wegsieht und in den Zusammenhang der göttlichen Heilsanstalten eindringt. Sie können für ihre Meinung auch Schlüsse der Vernunft brauchen, sobald sie ihnen keine höhere Autorität beilegen, als denselben nach ihrer problematischen Natur zukommt. Daß es auch in jener Welt Zwischenstufen der sittlichen Entwickelung geben muß, mit denen der Genuß der verdienten Glückseligkeit gleichen Schritt hält, ist eine nothwendige Forderung des vernünftigen Glaubens. Daß also der sündige Mensch nach seinem Tode nicht durch einen unnatürlichen und schlechthin unbegreiflichen Sprung in einen gewissen Normalzustand von Seligkeit übergehen kann, sondern bloß annäherungsweise diesem unendlichen Ziele entgegenreifen kann, ist ebenfalls ein unbedingtes Gesetz der sittlichen Weltordnung. Bezeichnet

man nun diese Fortschritte auf der Bahn der Vollendung, mit dem allgemeinen Namen eines reinigenden Mittelzustandes, der nach einer andern Seite unbedenklich auch als ein Act der Büßung anzusehen ist, weil die Dauer und Schwere desselben von der Menge und Beschaffenheit der Vergehungen abhängt, die als bleibende Hemmungen aus dem irdischen Leben den ungetrübten Genuß der ewigen Freuden schmälern und bedingen, so ist nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, wenn man jene Station auf der Reise zur Vollendung unter dem Bilde eines Fegefeuers auffaßt; wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß man dasselbe nicht auf grobsinnliche Weise ausmahlen und auf einen arithmetisch genauen Termin einschränken darf. Es hat leider nicht an solchen Verirrungen gefehlt; die katholische Kirche nimmt sie aber keineswegs in Schutz, sondern enthält sich mit löblicher Vorsicht aller nähern anmaßlichen Bestimmungen. Der zweite Hauptpunkt in der Lehre vom Fegefeuer betrifft die Kraft der frommen Fürbitte, in sofern sie auf das Seelenheil der Verstorbenen gerichtet ist. Die Begriffe von der Wirksamkeit des Gebets sind auch unter den Protestanten noch nicht zu einem festen Abschluß gekommen. Einige räumen demselben eine höhere, schier wunderbare Kraft ein, andere geben bloß einen begreiflichen Einfluß desselben zu, und beschränken ihn zunächst, wo nicht ausschließend, auf die wohlthätige Rückwirkung, die derselbe über die Gemüthsverfassung des Betenden ausübt, und selbst die Letztern sind nicht immer ganz einverstanden, wenn von den moralischen Bedingungen die Rede ist, unter

welchen nach ihrer Meinung der Segen des Gebets unfehlbar eintritt. Soll zu dem Gebete, das die menschliche Bedürftigkeit und Schwäche am liebsten als Bitten zu behandeln pflegt, bloß eine rein individuelle oder persönliche Bedeutsamkeit zugeeignet werden, so gehört dazu eine Stimmung der Seele, die nicht jedermanns Sache ist. Bei vielen kommt es darüber zu einer Spannung zwischen Kopf und Herz, welche die schönsten Früchte desselben, das Wachsthum der gläubigen Zuversicht, zu gefährden scheint. Sind sie überzeugt, daß der Erguß ihrer Andacht von keinem Punkte aus in den allgemeinen ursächlichen Zusammenhang der Dinge eingreift, so verirren sie sich leicht zu dem groben Misverstande, als sey die Uebung des Gebets nicht viel mehr als der Versuch eines Thoren, der sich Flügel ansetzen will, wiewohl er weiß, daß ihm die Kraft des Fliegens schlechthin versagt ist. Die Ansicht von der blos moralischen Kraft des Gebets erregt deshalb mehrfache Bedenklichkeiten und eignet sich schwerlich für die religiöse Menschheit in Masse, so sehr sie auch einzelnen ausgezeichneten Naturen zusagen mag. Die Untersuchung über den möglichen Erfolg des Gebets hängt mit den tiefsten Fragen der Religionsphilosophie zusammen. Die gewöhnliche Art, selbe abzufertigen, geschehe es nun im bejahenden oder verneinenden Sinn, kann denjenigen unmöglich befriedigen, der da weiß, worauf es bei Lösung des tiefverschlungenen Knotens wesentlich ankommt. Die katholische Kirche widerspricht wenigstens ihren anderweitigen Glaubenssätzen nicht, wenn sie behauptet, der Tod könne zwischen dem Verstorbenen und den Zu-

rückbleibenden keine solche Scheidewand bilden, daß dadurch die fromme Fürbitte zum Besten der Erstern überflüssig würde; sie betrachtet das menschliche Leben im Großen und Ganzen als ein fortgehendes Drama, und will folglich auch der trennenden Gewalt der Zeit keine größern Rechte zuerkennen, als ihr nothwendigerweise gebühren. Bilden doch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für den göttlichen Geist nur Einen untheilbaren Punkt. So soll auch die religiöse Theilnahme an dem Wohle der Verstorbenen so innig seyn, als ob sie noch lebten; und da sie auch nach ihrem Abschiede von der Erde noch immer der ewigen Gnade bedürfen, so fährt auch die Liebe fort, für sie zu flehen, wie sie es früher gethan hat, in der Hoffnung, daß die Kraft der Fürbitte nicht am Grabeshügel scheitern werde. Unter dem Gesichtspunkte der Consequenz können die Katholiken die Lehre vom Fegefeuer glücklicher vertheidigen, als manche andere, so lange sie von dem seichten Naturalismus fern bleiben, der mehr oder weniger das Grab jedes ächten wirksamen Gebets ist. Ueber das Fegefeuer und die Misbräuche und Abgeschmacktheiten, zu welchen dasselbe häufig den Vorwand hat hergeben müssen, erklärt sich das Trienter Concilium in dem Decret **de purgatorio** folgendermaßen: Da die katholische Kirche, vom heiligen Geiste belehrt, aus der heiligen Schrift und der uralten Ueberlieferung der Kirchenväter auf heiligen Concilien und zuletzt auf gegenwärtiger ökumenischer Synode gelehrt hat, daß ein Reinigungsact sey und den dort aufbewahrten Seelen durch die Fürbitte der Gläubigen, vorzüglich aber durch das angenehme Opfer

des Altarsacraments geholfen werde — so befiehlt die heilige Synode den Bischöfen dafür zu sorgen, daß die kirchliche Lehre vom Reinigungsacte, wie sie von den heiligen Vätern und Concilien überliefert worden, von den Christen geglaubt und darob gehalten, und daß sie gelehrt und allenthalben gepredigt werde. Bei dem gemeinen Volke soll man jedoch die beschwerlichen und fernern Fragen, welche zur Erbauung nichts beitragen und aus denen meistentheils der Frömmigkeit kein wirklicher Zuwachs kommt, von den Volkspredigten ausschließen. Zugleich soll es nicht freistehen, daß dasjenige, was unwahrscheinlich oder falsch ist, verbreitet und behandelt werde. Das aber, was auf eine gewisse Neugierde oder Aberglauben hinzielt, oder gar nach einem schändlichen Gewinn schmeckt, soll als Aergerniß und als ein Angriff auf die Gewissen der Gläubigen durchaus und für immer seyn. Die katholische Kirche schreibt übrigens die Lehre vom Fegefeuer nicht in der Form eines Glaubenssatzes vor, wenn sie auch auf Anerkennung derselben dringt. Es giebt indessen religiöse Meinungen, die sich nicht wohl durch vorgezeichnete Gränzlinien von dem Pfade des gefährlichen Irrthums abmarken lassen; zu diesen gehört auch die Lehre vom Fegefeuer; wie sorgfältig man auch aus der Theorie die Schlacken wegzuschaffen sucht, in der Praxis bleiben sie doch theilweise zurück.

Der äußere Kultus, für dessen glänzende Pracht und Mannichfaltigkeit schon der Kaiser Konstantin viel gethan hatte, war seither immer feierlicher und ceremonienreicher geworden; Gregor ordnete und verband die bestehenden Gebräuche

theils fester, theils schmückte er sie noch weiter aus. Von ihm rührt die gegenwärtige Form des Meßkanons her; durch ihn kamen auch die Litaneien oder besondern Gebete bei den verschiedenen Festen immer mehr in Schwung. Dem Kirchengesange gab er gleichfalls ein neues und edleres Leben. Gekrönt von so vielfachen Verdiensten starb er am 13. März 604. Er hat unter allen Päpsten am meisten geschrieben. Seine Briefe, gegen 810, sind wichtige Quellen für seine Lebensgeschichte. Seine moralischen Auslegungen des Buches Hiob nehmen nur gelegentlich auf den Text Rücksicht und können nicht zu den exegetischen Schriften gerechnet werden. Zu seinen Hauptwerken gehört seine Pastoralregel (De cura sacerdotali). Sein Sacramentarium hat Muratori wieder herausgegeben. Vom geringsten Werth ist der schon oben erwähnte Dialogus.

Sabinianus, römischer Bischof. 604—606.

Gregor der Große erhielt nach einer Zwischenzeit von 6 Monaten in der Person des aus Volaterra gebürtigen Diaconus Sabinianus einen Nachfolger, der das gerade Gegentheil in allen den sittlichen Vorzügen war, die jenem im Andenken der gerechten Welt eine ewige Stelle sichern. Es trifft sich von jetzt an häufiger, daß dieser oder jener Diaconus mit Uebergehung der Presbyter auf den apostolischen Stuhl erhoben wurde. Von den Diaconen hing zuerst die Verwaltung der kirchlichen Einkünfte ab. Sie hatten folglich manche Mittel in Händen, deren Reizungen die menschliche Schwäche selten ganz widersteht, besonders in einer Zeit, wo die öffentliche Noth den Stachel des gemeinen Eigennutzes fortwäh-

rend schärfte. Sabinianus verdankte indessen wahrscheinlich den Besitz seiner Würde der mächtigen Begünstigung früherer Lebensverhältnisse; er war nämlich im Jahr 593 von Gregor als Apokrysiarius (Nuntius) nach Konstantinopel geschickt, und erst später wieder von dort abgerufen worden; in dieser Eigenschaft hatte er nicht nur, wie es bei einem solchen ausgezeichneten Posten zu gehen pflegt, die Aufmerksamkeit der römischen Kirche näher auf sich gezogen, sondern vielleicht auch die Erwartung erregt, daß er bei den obwaltenden Rangstreitigkeiten zwischen den beiden vornehmsten Patriarchaten durch seine Kenntniß des politischen und kirchlichen Terrains besser als viele andere geeignet sey, dem apostolischen Stuhl den erwünschten Sieg zu verschaffen. Es scheint, daß es in dem Plane der Vorsehung liegt, durch vorübergehende, gewaltige Contraste das Licht der Wahrheit und Tugend stärker hervorzuheben, damit es auch denjenigen strahle, die sonst in Gefahr kommen würden, es zu übersehen; diesen unfreiwilligen Dienst hat Sabinianus seinem Vorgänger in vollem Maaße erwiesen. Gregor war bei jeder Gelegenheit ein Vater der Armen, überhaupt ein Hort der Unglücklichen gewesen. Seine Freigebigkeit hatte keine andern Gränzen gekannt, als die ihr die Nothwendigkeit auflegte. Sabinianus trieb umgekehrt die rohe Gefühllosigkeit gegen das herrschende Elend so weit, daß er sogar mit der schändlichsten Gier Finanzspeculationen darauf gründete; denn als Rom von einer furchtbaren Hungersnoth geängstigt wurde, steigerte er den Preis des Getreides, welches die Kirche in ihren reichgefüllten Speichern aufbewahrte und

das Gregor den Darbenden umsonst ausgetheilt hatte, zu einem so unerschwinglichen Preise, daß viele Personen, außer Stande, den Forderungen des wuchernden Blutigels Genüge zu leisten, unter den langsamen Qualen des Mangels verzweiflungsvoll hinstarben. Sabinianus konnte seinen großen Vorgänger nicht erreichen. Dies Gefühl wüthete wie kochendes Gift in seinem Innern und verzehrte vollends die letzten Kräfte seiner kranken Seele; so erklärt es sich, wie er so tief sinken konnte, den ruhmvollen Namen Gregors mit den schwärzesten Verläumdungen zu verunglimpfen, und insbesondere die christliche, nicht genug zu preisende Wohlthätigkeit desselben als unbesonnene Verschwendung zu lästern und für die nächste Ursache des gegenwärtigen Jammers auszugeben. Und so gern schmähen gemeine Naturen dasjenige, was sie im Staube ihrer Niedrigkeit verehren sollten, anstatt es in denselben herabzuziehen, daß die frechen Lästerungen des Sabinianus hie und da einen sinnlosen Beifall fanden. In einem Ausbruche verbrecherischer Wuth ging eine nichtswürdige Rotte darauf aus, die sämmtlichen Schriften Gregors auf öffentlichem Markt den Flammen zu opfern, und nur die kräftige Abmahnung des Diaconus Petrus, der für die löbliche Absicht, den herrschenden Wunderglauben mit ins Spiel zog, konnte Rom vor jener Schmach bewahren. Der Tod raffte den Sabinianus schon am 22. Februar 606 von dem Platze weg, den er so schlecht ausgefüllt hatte; die Verwünschungen des endlich enttäuschten Volkes folgten ihm nach; er mußte in der Stille beerdigt werden, denn ein feierliches Lei-

chenbegängniß rieth der allgemeine Unwille ab, welcher vielleicht an dem Todten gerächt haben würde, was dem Lebenden ungestraft hingegangen war. Daß Sabinianus so ganz die schuldige Achtung für den Charakter Gregors vergessen konnte, ist ihm schwerer anzurechnen, als wenn er aus vermeinten Gründen an der Untrüglichkeit desselben gezweifelt hätte. Seine unbischöfliche Selbstvergessenheit beweist unter andern sonnenklar, daß damals noch gar nicht jenes System von priesterlicher Consequenz feststand, das sich später immer mehr entwickelte.

Es war seit dem Tode des Sabinianus fast ein ganzes Jahr verflossen, ehe der apostolische Stuhl wieder durch den Diaconus Bonifacius III., einen gebornen Römer, besetzt wurde; er war seither Diaconus und schon zu den Zeiten Gregors Apokrisiarius in Konstantinopel gewesen. Wahrscheinlich verdankte er dem letztern Umstande zum Theil seine Erhebung, denn als Günstling des Kaisers Phocas, den er durch sklavische Schmeicheleien völlig für sich gewonnen hatte, mußte er natürlich auch bei der römischen Geistlichkeit ein größeres Gewicht erhalten, welche das steigende Ansehen des apostolischen Stuhls mit richtigem Tact als einen Zuwachs ihrer eignen Macht betrachtete, und jetzt, wo gegen die verfänglichen Ansprüche des Patriarchats von Konstantinopel so viel auf dem Spiele stand, gewiß nicht säumte, für das Schiff des Petrus einen Führer auszusuchen, wie ihn die gefährliche Krisis der Zeit erforderte. Cyriacus, der gewissenhafte und wohlverdiente Bischof von Konstantinopel,

Bonifacius III. römischer Bischof. 607—608.

war dem Kaiser Phocas verhaßt, weil er sich mit ächtchristlicher Würde und Offenheit für die Lebensrettung der Gemahlin und Töchter des gemordeten Mauritius verwendet hatte. Bonifacius verfolgte aus eigensüchtiger Politik den unseligen Weg Gregors und brachte es durch seine verwerflichen Künste auch wirklich dahin, daß Phocas den Titel eines öcumenischen Patriarchen, dem bisherigen Inhaber desselben, Cyriacus, durch eine Entscheidung der bloßen Willkür wieder entriß, und dieses Attribut dem apostolischen Stuhle beilegte, gleichfalls durch einen nichtigen Misbrauch der absoluten Allgewalt. Jener streitige Titel war früher von den römischen Bischöfen als ketzerisch, gottlästernd, antichristlich, teuflisch verschrien worden. Bonifacius mußte ihn also nothwendig ausschlagen, wenn er ein treues Gedächtniß für diese gehäuften Schimpfnamen hatte, die nicht weniger ankündigten, als ein Bündniß mit der Hölle; er nahm ihn aber umgekehrt mit der freudigsten Bereitwilligkeit an, wie ein theures Kleinod, auf welches die lüsterne Begier schon längst verstohlene Blicke geworfen hat. Es blieb ihm nichts übrig, um den schreienden Widerspruch einigermaßen vor den richtenden Augen der Welt zu beschönigen, als jenem Titel, nachdem er römisches Eigenthum geworden war, einen andern Sinn unterzulegen, auch stimmen die eifrigsten Vertheidiger des römischen Supremats bei dieser Gelegenheit einen Ton an, der deutlich die Ueberredung bezweckt, als sey wirklich im Sprachgebrauche zur Rechtfertigung der römischen Bischöfe eine heilsame Revolution vorgegangen. Paul

Warnefried sagt *): Phocas hat auf die Bitte des Bonifacius festgesetzt, daß der Stuhl der römischen Kirche das Oberhaupt aller Kirchen seyn soll. Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß auch Bonifacius mit dem errungenen Titel einen gleichen Begriff verband. Dies geht schon unverkennbar aus der Art und Weise hervor, wie er unmittelbar darauf die kostbare Eroberung geltend machte, führte auch nicht die ganze Lage der Dinge unumstößlich darauf hin. Bereits seit längerer Zeit arbeiteten die klügsten und thätigsten römischen Bischöfe unausgesetzt auf das Ziel los, ihrer Kirche ein allwaltendes Uebergewicht zu sichern; so wie sie die göttliche Bevollmächtigung des Petrus verstanden und durchgängig anerkannt wissen wollten, verfuhren sie dabei größtentheils mit bewundernswürdiger Planmäßigkeit, einzelne ungeschickte Misgriffe abgerechnet. Sie hatten zwar bisher schon mehrere vortheilhafte Zugeständnisse erhalten, und durften auf dem betretenen Wege noch größern entgegensehn, so lange sie besonders der Methode treu blieben, das Nichtvorhandenseyn eines offenen Widerstandes als Zeichen unbedingter Einwilligung zu deuten, aber es fehlte ihnen doch immer noch von Seiten der weltlichen Macht jene volle rechtliche Bürgschaft, die ihre glücklichen Erwerbungen aus dem Zustande des schwankenden Ungefährs, des gelegentlichen Zugeständnisses herausriß und denselben das Siegel der Unveräußerlichkeit aufdrückte; mochte dieses Siegel auch nicht in den schärfsten Zügen ausgeprägt seyn, es eignete sich dann nur um so besser für die

*) De gestis Longobardorum libr. IV. cap. 37.

künftige Ausführung der Vergrößerungsentwürfe, welche der Wechsel der Verhältnisse darbot und begünstigte. Der Titel eines ökumenischen Patriarchen war in dieser Beziehung ein unschätzbarer Gewinn; er schloß nach seinem tiefern Gehalte die ganze Fülle der geistlichen Oberherrschaft in sich; auf jeden Fall ließ sich dieselbe höchst bequem daraus ableiten; hatten die ökumenischen Concilien als solche eine allverbindliche Kraft oder sprachen sie dieselbe doch unverkennbar nach ihrer Grundbestimmung an, so war denn wohl vorauszusehen, daß auch der ökumenische Patriarch, der in seiner ungetheilten Persönlichkeit ihr Ansehen gewissermaßen sinnbildlich zusammenfaßte, von ihnen als natürlicher und höchster Bundesgenosse einen neuen bedeutenden Zuwachs an Gewalt überkommen würde; endlich konnte er als solcher auch dem römischen Primate, das seither manche einschränkende Auslegung erfahren hatte, eine bestimmtere und höhere Stelle anweisen, was denn Bonifacius auch nicht zu thun versäumte. Der Titel des ökumenischen Patriarchen gehörte mithin keineswegs bloß zur geistlichen Etiquette; er bezeichnet vielmehr in der Geschichte des hierarchischen Systems einen sehr bedeutenden Entwickelungspunkt, den Uebergang des Primats zum Supremat; denn fällt auch der eigentliche Eintritt desselben später hinaus, so war doch von jetzt an eine gewisse politische Befugniß gegeben, um die reinkirchlichen Ansprüche, die bis auf den Ursprung des Christenthums zurückgehen, mit dem anerkannten Range eines ökumenischen Patriarchen geschickt und nachdrücklich in Verbindung zu setzen und das Ge-

bäude, welches nach und nach aufgeführt werden sollte, unter den künstlichen Zubereitungen des Gerüstes vorsichtig zu verstecken. Phocas dachte schwerlich an die Schlüsse, welche die römischen Bischöfe aus der Bewilligung jenes Titels ziehen konnten; es war ihm vermuthlich nur darum zu thun, die Dienste des Bonifacius durch eine Gegengefälligkeit zu erwiedern, die ihm selbst nichts kostete.

Fragt man nun aber, ob das römische Supremat durch die Vergünstigung des Phocas an mehrerer innerer Zuverlässigkeit gewonnen hat, so giebt es darauf nur eine verneinende Antwort. Phocas hatte selbst kein Recht zum Throne; an seiner Krone hing das mörderisch vergossene Blut des Mauritius; er konnte folglich als Usurpator nicht über die Kirche verfügen, so wenig, als ein Räuber mit dem Ertrage seiner Gewaltthätigkeiten frei und gesetzlich schalten darf. Wäre er aber im rechtmäßigen Besitze der höchsten Gewalt gewesen, so blieb er deswegen noch immer an die bestehende Ordnung der Kirche gebunden; er durfte nicht willkürlich alte Verhältnisse lösen und neue schaffen, kurz, seinen Anordnungen fehlte jenes kanonische Ansehen, das allein die Macht einer heiliggehaltenen Ueberlieferung, die gebietende Würde der Concilien, und der lebendige Gedanke an die Rathschlüsse des Himmels gewährt. Was Phocas dem apostolischen Stuhle im Namen der weltlichen Macht zusprach, konnte einer seiner Nachfolger mit demselben Fug und Recht wieder für eine andere Kirche zurückfordern, sollte es einmal gegen die Stimme der Religion, Vernunft und Erfahrung lediglich von dem Ermessen und Willen der Kaiser abhängen, das Band zwi-

schen Vergangenheit und Gegenwart beliebig zu zerreißen, und dafür das Gewicht ihres Arms einzulegen. Der Titel eines ökumenischen Patriarchen kam übrigens dem römischen Bischof mit größerm Rechte zu, als seinem Nebenbuhler in Konstantinopel. Der letztere war in seiner gegenwärtigen Größe bloß von den Strahlen der Hofsonne ausgebrütet worden; er konnte seiner Kirche nicht einmal das Ansehen eines apostolischen Sitzes zueignen, und hatte als späterer Emporkömmling den Metropoliten von Alexandrien und Antiochien folgen sollen, weshalb auch die Nachfolger des Petrus nicht ermangelten, diese beiden zurückgedrängten Patriarchen gegen den Letztern auf ihre Seite herüber zu ziehen. Dagegen war Rom seit den frühesten Zeiten im Genusse des kirchlichen Primats und hatte dafür Gründe anzuführen, die auf jeden Fall, wie man auch sonst von ihrer Stärke denken mag, die kümmerlichen Ansprüche oder vielmehr die politischen Nothstützen des Patriarchen von Konstantinopel weit überwogen. Sollte ferner die katholische Gemeinschaft auf einem unwandelbaren, monarchischen Mittelpunkt ruhen, und nicht in eine unnatürliche Doppelherrschaft ausarten, preisgegeben allen Launen, Störungen und Wechseln der weltlichen Macht, so eignete sich der alte Sitz der Cäsaren unstreitig besser zu einer dauernden Repräsentation der allgemeinen Einheit, als die gegenwärtige Residenz der Kaiser, die durch ihre unberufene, oft höchst ungeschickte und gefahrvolle Einmischung in die Angelegenheiten des Glaubens sattsam bewiesen, was die Kirche für ihre religiöse Unabhängigkeit zu fürchten hatte.

Eben die Nähe des Hofes war auch die Ursache, weshalb der Patriarch von Konstantinopel trotz seiner anfänglich großen Begünstigungen zuletzt doch vor dem römischen das Feld räumen mußte. Die Könige lassen den Baum gewöhnlich nur so lange wachsen, als er zur Zierde ihres Gartens dient. Wird er zu schattenreich, so wird er wieder gestutzt, gleich den Weiden *). Bonifacius erhielt durch den ihm vom Kaiser zugestandenen Titel, wie bereits bemerkt worden ist, keine höhere Gewährleistung für die Rechte seines Stuhls: warum griff er aber dessenungeachtet mit einem so leidenschaftlichen Eifer nach der dargebotenen Auszeichnung? Weil das römische Supremat noch nicht so fest und einmüthig anerkannt war, als das Interesse desselben erforderte, und weil selbst die Erwerbung eines bloßen Titels, der zu schützen und zu empfehlen schien, für der folgerichtige Nutzanwendung einen nicht zu berechnen-

*) Spittlers Geschichte des Papstthums, S. 45. Bower geht in seiner Geschichte der Päpste (dritter Theil S. 638 und 639 über die Gränzen der Wahrheit und des Rechts hinaus, wenn er behauptet, den Patriarchen von Konstantinopel hätte der Titel ökumenischer Bischöfe aus bessern Gründen gebührt, als den Inhabern des apostolischen Stuhls. Die wiederholten Bestätigungen der Kaiser konnten unmöglich Ansprüche zur vollkommenen Giltigkeit erheben, die dem Geiste der bestehenden Kirchenordnung laut widersprachen, und ob ein späteres Concilium die Beschlüsse eines frühern, dem allgemeine Verbindlichkeit zuerkannt ist, aus rein politischen Beweggründen umstoßen dürfe, das ist eine von den Fragen, die man eigentlich gar nicht aufwerfen soll.

den Vortheil versprach. Die Menschheit ist zu allen Zeiten von zwei Hauptkräften bewegt worden, von der Gewalt des Uebersinnlichen und Sinnlichen; die eine gab sich damals in der religiösen Ueberzeugung kund, die andere in dem irdischen Treiben, welches in seiner Gesammtheit eine Angelegenheit des Staats ausmacht. Beide hängen und wirken zusammen, wie Seele und Leib. Darum war es Bonifacius und seinen Nachfolgern höchst willkommen, daß sie nun für ihre hierarchische Gerechtsame auch die öffentliche Zustimmung der weltlichen Macht, als einen Nebenbeweis der Giltigkeit anführen, und sich in streitigen Fällen darauf berufen konnten. Sie kannten die Stärke und Schwäche unsers Geschlechts, und suchten jene wie diese ihrem nächsten Zweck dienstbar zu machen.

Bonifacius verlor keinen Augenblick, um dem mühsam erkämpften Titel eines ökumenischen Patriarchen jene höhere Deutung zu geben, die von allem Anfang das versteckte Augenmerk des apostolischen Stuhles gewesen war. Auf einer römischen Synode, der 112 Bischöfe und viele andere Geistliche beiwohnten, ließ er das folgende Decret abfassen. „Die Wahl eines Bischofs soll von dem Clerus und dem Volke gemeinschaftlich vollzogen werden, und nur dann Giltigkeit haben, wenn sie von dem Gebiete der Stadt gebilligt worden ist, und wenn der römische Patriarch sie mit folgenden Worten bestätigt: Wir wollen und befehlen selben! — Drang das Vorhaben des Bonifacius durch, so war jede Bischofswahl von der Einstimmung des römischen Patriarchen abhängig; er durfte dann mit Recht ein ökume-

nischer heißen, weil die Ernennung aller andern zum Theil sein Werk war, und die gebieterische Form, in welcher er seine amtliche Einwilligung ausdrückte, verstattete unter günstigen Zeitumständen die wesentlichsten Erweiterungen der früher ausgeübten Prärogativen; der fein gewählte diplomatische Ton glich dem Wachse, dem der Druck der Hand nach Belieben stärkere oder schwächere Zeichen einprägt. Bonifacius hatte sich kaum in den neuen Glanz seines Stuhles etwas hineingefunden, als er am 20. November 607 starb, nach einer Kirchenverwaltung von acht Monaten und zwei und zwanzig Tagen.

Bonifacius IV. römischer Bischof. 608–615.

Der römische Stuhl blieb diesmal gegen zehn Monate erledigt, ehe ihn Bonifacius IV. am 25 August 608 bestieg. Es mögen in der Zwischenzeit mannichfaltige Bewerbungen stattgefunden haben, wenn nicht dem Hofe von Konstantinopel nebst dem Exarchen von Ravenna die Schuld der Zögerung beizumessen ist. Er verwandelte mit Erlaubniß des Kaisers Phocas das berühmte Pantheon, welches Agrippa, ein Schwiegersohn des Augustus, zur Ehre der Cybele und der übrigen Götter und Göttinnen hatte aufführen lassen, in eine Kirche. Die Mutter Gottes nahm die Stelle der Cybele ein, und den christlichen Märtyrern mußten die übrigen heidnischen Götzen weichen. Bonifacius hatte seinem Amte noch nicht drei volle Jahre vorgestanden, als Phocas, der mächtigste Gönner der römischen Kirche, durch Heraclius, den Sohn des Statthalters von Afrika, unter aufrührerischer Theilnahme des freudetrunkenen Volks Thron und Leben verlor. Für die hierarchischen Entwürfe

der römischen Bischöfe war der Tod dieses blutdürstigen Tyrannen kein geringer Verlust. Im Jahre 610 veranstaltete Bonifacius in Gegenwart des Mellitus, ersten Bischofs von London, eine Synode zu Rom, deren eigentlicher Gegenstand im tiefen Dunkel liegt. Misverständnisse in der englischen Kirche sollen, wie es heißt, dazu Veranlassung gegeben haben. Bonifacius IV. starb 615 mit dem Namen eines Heiligen.

Deusdedit röm. Bischof. 615—618.

Ueber Deusdedit, der dem Bonifacius nach einer fünfmonatlichen Vacanz folgte, fehlen alle nähere und zuverlässige Nachrichten so völlig, daß man von ihm nicht mehr weiß, als seinen Namen und den seines Vaters Stephanus, eines römischen Subdiaconus. In neuern Zeiten ist Deusdedit den Heiligen beigezählt worden.

Bonifacius V. römischer Bischof. 619—625.

Nach einer halbjährigen Vacanz wurde Bonifacius V., ein Neapolitaner, am 23. December 619 ordinirt, er war zuvor römischer Presbyter und aus Campanien gebürtig. Wie der Kirchenhistoriker Beda meldet, so schrieb er unmittelbar nach dem Antritte seines Amtes an den vorhin erwähnten Mellitus, den Nachfolger des Laurentius auf dem Bischofsstuhl von Canterbury, ingleichen an Justus, Bischof von Rochester, um sie zur gesegneten Fortsetzung ihres christlichen Bekehrungseifers zu ermahnen. Im Jahre 624 schickte Bonifacius den Justus, der jetzt Bischof von Canterbury war, das Pallium, offenbar in der Absicht, ihn durch Bande der Freundschaft inniger mit Rom zu vereinigen. Das Christenthum war in dieser Zeit auf die Provinz Kent eingeschränkt, denn die Ostsachsen, welche Mellitus für den katholischen Glauben gewonnen hatte,

waren wieder ins Heidenthum zurückgefallen, zum deutlichen Beweise, wie unsicher es mit den damaligen Bekehrungen in jenen Gegenden stand, und wie oberflächlich man dabei größtentheils zu Werke ging. Neue und hoffnungsvollere Aussichten eröffneten sich im Jahre 625. Edwin, der heidnische König von Northumberland, hatte sich mit Edelberg, einer Tochter Ethelberts und Schwester des kentischen Königs Fadbald vermählt, unter dem Vorbehalt von Seiten der Königin, daß sie das Christenthum frei bekennen und ausüben dürfe. Auf die Nachricht von dieser Verbindung wandte sich Bonifacius eiligst mit der Bitte an den König: er möge dem Heidenthume, dessen Verkehrtheit er nebenbei kräftig hervorhob, zu Ehren der Vernunft und zum Wohle seiner Secte entsagen. Diese schriftlichen Vorstellungen begleitete er zugleich mit einem Schreiben an die Königin, worin er sie aufs inständigste beschwor, zur Ausbreitung des katholischen Glaubens ihren ganzen Einfluß aufzubieten, wodurch sie dem Himmel einen Dienst, dem Lande eine ewige Wohlthat erweisen, und sich selbst das schönste Andenken bereiten würde. Diesen Aufforderungen waren einige Geschenke beigefügt, die Bonifacius einen Segen des Beschützers Petrus, des Fürsten der Apostel nannte, für den König ein leinenes, mit Gold durchwirktes Kleid, nebst einem ancyranischen Anzuge, der damals im Rufe der Kostbarkeit stand, für die Königin eine elfenbeinerne, zierlich vergoldete Kanne*)

*) Llorente giebt statt der Kanne einen Kamm; zum Spiegel paßt dieses Toilettenstück ohne Zweifel

und ein silberner Spiegel, der auf keine Weise dazu geeignet war, ihr Christenthum in ein reineres Licht zu setzen. Bonifacius starb schon am 22sten October 625 *), so daß er also den Uebertritt Edwins zum Christenthum nicht erlebte, da der König erst im Jahre 627 getauft wurde. Bonifacius hat den Ruhm eines redlichen, seinem Berufe treu ergebenen Mannes hinterlassen.

Honorius I. röm. Bischof. 625—638. Honorius I., in Campanien, aus vornehmen Stande entsprossen, bestieg schon am 27sten October 625 den römischen Bischofsstuhl, weil der Exarch von Ravenna, der sich gerade damals in Rom aufhielt, von dem Kaiser Heraclius im Voraus bevollmächtigt war, die etwa zu treffende Bischofswahl unverzüglich gut zu heißen.

Honorius unterstützte im Interesse seines Stuhls den rechtgläubigen, aber wegen Anwandlungen eines grausamen Wahnsinns abgesetzten Longobardenkönig Odol einen großmüthigen Freund der Kirche, gegen den turinischen Herzog Arioald, einen Arianer, den die misvergnügten Großen des Landes auf den Thron erhoben hatten. Es entstand wegen dieser Wahl ein bürgerlicher Krieg, dessen Ausgang sich zu Gunsten des Arioald entschied, denn nicht nur die größere Volkszahl, sondern auch die rechtgläubigen Bischöfe jenseits des Po waren auf seiner Seite. Umsonst drang Hono-

---

besser. Bonifacius wußte — wie man sieht, — geschickt mit den Damen umzugehn. Es lohnt nicht der Mühe, die beiden abweichenden Präsentstücke näher zu untersuchen.

*) Walch sagt in seinem Entwurfe einer vollständigen Geschichte der römischen Päpste, auch die Todeszeit des Bonifacius sey ungewiß.

rius in den Exarchen von Ravenna, mit Hilfe seiner bewaffneten Macht der Sache einen andern Ausschlag zu geben und die glaubensvergessenen Bischöfe zur Verantwortung nach Rom zu schikken. Der Exarch hatte gute Gründe, den Frieden zu lieben, und nach Kräften zu befördern.

Im Jahre 634 wurde Honorius in den berüchtigten monotheletischen Streit verwickelt, der sich aus den entgegengesetzten Ansichten der Chalcedoniten und Monophysiten erzeugt hatte. Diejenigen, welche in Christo zwei Naturen annahmen, konnten nicht umhin, auch jeder einzelnen, sollte sie anders rein und vollständig aufgefaßt werden, ein besonderes, für sich bestehendes Willensvermögen beizulegen. Die Gegner hatten auf der andern Seite ein eben so entschiedenes Interesse, in Christo die Einheit seines gottmenschlichen Wesens mit dem höchsten Nachdruck hervorzuheben, und selbe auch in der Einheit seines Willens unerschütterlich festzuhalten. Je weniger man sich verstand und die metaphysischen Bedingungen erwog, unter welchen diese oder jene Vorstellungsweise mit einem gewissen Scheine von Folgerichtigkeit durchzuführen sey, desto heftiger mußte der Kampf entbrennen, da die ganze Frage zu den unbeantwortlichen gehört, die eben deshalb auch gar nicht aufgeworfen werden sollten. Sie war für die dialectische Methodik eines der gefährlichsten Kunststücke das von keiner Partei mit der gehörigen Feinheit und Tiefe behandelt wurde.

Cyrus, Patriarch zu Alexandrien, hatte es versucht, die Zwistigkeiten, welche noch immer in Egypten wegen der Einheit oder Zweiheit der

Naturen des Gottmenschen fortdauerten, durch eine dogmatische Glaubensbestimmung auszugleichen, die als Vermittelung ein drittes, nämlich Einheit der Wirksamkeit, und wahrscheinlich auch Einheit, oder genauer gesprochen, Einigkeit des Willens annahm. Cyrus schmeichelte sich vielleicht auf diesem Wege die Monophysiten in den Schoos der rechtgläubigen Kirche zurückzurufen, ohne weiter darüber nachzudenken, daß sein Vorschlag, näher untersucht, mit dem Glaubensformular des chalcedonischen Concils in Widerspruch stehe. Vom Kaiser Heraclius weiß man mit Bestimmtheit, daß er die Einigkeit des Willens in Christo als ein erwünschtes Auskunftsmittel ansah, Monophysiten und Calcedoniten mit einander auszusöhnen. Der Mönch Sophronius, der später Patriarch von Jerusalem wurde, und gerade in Alexandrien war, als Cyrus mit dem gedachten dogmatischen Vergleiche herausrückte, setzte sich mit den hartnäckigsten Anstrengungen dagegen; er witterte darin Eutychianismus und bat den Patriarchen Cyrus kniend und unter heißen Thränen, er möge eine Lehrweise aufgeben, die dem doppelten Willen in Christo, den mehrere Stellen der Schrift und der Väter deutlich aussagten, unverkennbar widerstreite. Cyrus blieb unbeweglich, Sophronius begab sich hierauf nach Konstantinopel, klagte dort den Cyrus bei dem Patriarchen Sergius als einen gefährlichen und verkehrten Neuerer an, ohne mit seinen Vorstellungen den mindesten Eingang zu finden, denn Sergius dachte mit dem Cyrus vollkommen gleich, und begnügte sich vor der Hand damit, den Wortführern auf beiden Seiten über den streitigen Punkt

ein allgemeines Stillschweigen aufzulegen. Um jedoch seiner Ansicht einen größern Nachdruck zu verschaffen, und sie als die eigentliche Meinung der rechtgläubigen Kirche darzustellen, berichtete er den dogmatischen Rechtshandel an den römischen Bischof Honorius, klärte ihn darüber nach seiner besten Ueberzeugung auf, und forderte dessen öffentliches Gutachten. Honorius antwortete: das Wollen müsse in Christo eins seyn, denn seine Menschennatur sey ohne Sünde und vom Himmel herabgekommen. Ob man von zwei Wirksamkeiten oder von einer reden solle, überlasse er den Grammatikern. In der Wahl und dem Gebrauche der Ausdrücke sey übrigens die strengste Behutsamkeit zu empfehlen, um nicht in den Verdacht des Eutychianismns oder Nestorianismus zu fallen.

„Wäre Honorius mehr logisch inspirirt gewesen, so würde er Zweiheit der Vermögen zu wollen und der Thätigkeiten in den einmal vorausgesetzten zwei Naturen und Einheit des Willens in der Person und ihrer Thätigkeit unterschieden haben, wie diese Distinctionen von dem Patriarchen Petrus zu Konstantinopel später (656) den Legaten des römischen Eugenius vorgeschlagen und von ihnen gut gefunden wurden *).“

Kaum hatte Honorius seine schriftliche Erklärung durch zwei Presbyter an Sergius ausgestellt, so erschienen vor ihm Abgeordnete des Patriarchen Sophronius zu Jerusalem, welche von

*) Zusatz von Dr. Paulus in Spittlers Geschichte des Papstthums.

diesem eine Darstellung des herrschenden Kirchenglaubens im Betreff der Menschwerdung Christi, und eine Widerlegung der Vorstellungsweise des Sergius und Cyrus mitbrachten, in seinem Namen die Lehre von einem doppelten Willen nachdrücklich behaupteten, und die entgegengesetzte Meinung als einen seelengefährlichen Irrthum bezeichneten, den der römische Bischof auf keine Weise theilen und befördern dürfe. Honorius hatte in dem angeregten Streitpunkte keine sonderliche Schärfe des Geistes entwickelt, wie anderswo und an einem passendern Ort gezeigt werden soll, aber dagegen eine rühmliche Mäßigung bewiesen, die mit seinem praktischen Verstande fest zusammenhing. Auch jetzt gab er neue erfreuliche Proben derselben, er munterte zur Eintracht auf, empfahl beiden Theilen Stillschweigen, und schrieb deshalb einen zweiten Brief an Sergius, und eröffnete darüber auch den beiden Patriarchen Sophronius und Cyrus seine wohlgemeinten Absichten. Allen diesen Bemühungen zum Trotz wurde er in der Folgezeit verketzert, ja verflucht, und seine Entscheidung zu Gunsten der Monotheleten hat dem Dogma von der römischen Untrüglichkeit eine so tiefe Wunde versetzt, daß auch die geschicktesten Aerzte an der gründlichen Heilung derselben verzweifeln, und sie als einen ewig offenen Schaden mit dem Schleier der Vergessenheit zu decken wünschen. Hier ist, wie gesagt noch keine Gelegenheit, davon im Zusammenhange zu reden.

In demselben Jahre (634) ereigneten sich mehrere Umstände, welche die Blicke und Theilnahme des Honorius stärker auf die religiöse

Entwickelung Englands richteten. Der König Edwin, der bald nach seinem Uebertritt zum Christenthum die Kirche zu York gestiftet hatte, bat den Honorius um die Gefälligkeit, Paulinus, dem Bischofe dieser Stadt, die Würde eines Metropoliten, und zugleich das Pallium zu verleihen. Honorius willigte aus sehr begreiflichen Gründen in dies Begehren mit Freuden ein, wünschte dem Könige zu seiner Bekehrung Glück, ermunterte ihn zur Beständigkeit des Glaubens und zum fleißigen Lesen der Schriften Gregors. Die Bibel fing seit geraumer Zeit an, in den Hintergrund zu treten. Diese befremdende und gewiß höchst verderbliche Erscheinung läßt sich aus mehrern Gründen genügend erklären aber mit keinem einzigen rechtfertigen. Auch den Bischöfen von Canterbury und York, die gleichfalls an Honorius geschrieben hatten, schärfte er in seiner Antwort ihre Amtspflichten ein, und bevollmächtigte in Betracht ihrer weiten Entfernung von Rom denjenigen unter ihnen, der den andern überleben würde, zu der Erlaubniß, das an die Stelle des Verstorbenen gewählte Individuum ohne weitere Rücksprache mit Rom ordiniren zu dürfen. Nebenbei kündigte er beiden Bischöfen das Ehrengeschenk des Palliums an, um welches ihn ihre Könige ersucht hätten. So knüpften sich die Verhältnisse zwischen der römischen und englischen Kirche immer enger und fester, wiewohl es darum keineswegs zwischen beiden zu einer vollkommenen Uebereinstimmung kam. So wich z. B. die schottische Kirche von der römischen und wie es scheint, auch von den übrigen in der Zeit der Osterfeier ab; sie hatte 631 jenes Fest den 21sten

April begangen, wogegen es in Rom und anderswo den 24sten März gefeiert worden war. Diese Verschiedenheit in einer Sache des Cultus mag mit der ursprünglichen Ausbreitung des Christenthums in jenen Gegenden und in deren Nachbarschaft zusammenhängen; sie weist auf eine Einwirkung aus tiefer Ferne hin, denn der Handel hatte schon früh die englischen und asiatischen Küsten in Berührung gesetzt, und zwar auch in religiöser Gemeinschaft, wie gehörigen Orts bemerkt worden ist. Die alterthümliche Zeitbestimmung der asiatischen Osterfeier, die bekanntlich von der römischen und überhaupt von der abendländischen Sitte sich entfernte, konnte also bei der Verpflanzung des Christenthums aus dem asiatischen Osten nach dem englischen Norden leicht auch mit übergehen. Die besagten eigenthümlichen Gewohnheiten der schottischen Kirche wurzelte so fest, daß alle Vorstellungen des Honorius, der auf Einstimmigkeit mit dem römischen Gebrauche drang, fruchtlos blieb. Erst nach einer beträchtlichen Reihe von Jahren schlossen sich die Schotten im Punkte der Osterfeier dem gesammten Abendlande an. — Honorius soll sich durch die Wiederherstellung verfallner, so wie durch den Bau neuer Kirchen und durch reichliche Beschenkung derselben vielfache Verdienste erworben haben. Sie sind ausgelöscht worden durch den Schandfleck, den er nach der herrschenden Meinung seinen Namen als ein arger Ketzer angehängt hat. Erwägt man die Zeugnisse der Geschichte unparteiisch und versetzt man sich in den dogmatischen Fehdegeist jener Zeit, so verdient sein leicht verzeihlicher Fehlgriff, wenn er in sei-

nem Sinne wirklich einer war, weit eher schonendes Mitleid als herzlose Verdammung. Es war für ihn ein Glück, daß er die Stürme nicht ahnete, die später gegen sein Andenken wüthend losbrachen. Der Tod riß ihn am 12ten October 638 von dem Schauplatze weg, auf welchem er wider sein Wissen und zum Theil auch ohne seine Schuld in den Augen unversöhnlicher Orthodoxen eine so ganz verfehlte Rolle gespielt hatte.

Im Jahre 638 verfaßte Sergius auf Befehl des Kaisers Heraclius jenes Glaubensedict, das unter dem Namen Ekthesis (Erklärung) in der Geschichte religiöser Streitigkeiten so berühmt geworden ist. Es war zu einer allgemeinen dogmatischen Norm bestimmt, hielt die Vorstellungsweise von der Dreieinigkeit fest, bekannte gegen die Eutychianer zwei Naturen in Christo, so wie gegen die Nestorianer Eine Person und ließ sich über die Willensthätigkeit des Erlösers folgendermaßen aus: „Wir schreiben alle Wirkungen in Christo, die menschlichen sowohl als die göttlichen, dem menschgewordenen Worte zu. Ob aber dieses Handeln ein einiger oder doppelter Willen zu nennen sey, darüber wollen wir nicht rechten, es soll daher weder einer noch der Einheit noch der Zweiheit des Willens gedacht werden, sondern wir begehren, daß ein jeder nach Maßgabe des fünften allgemeinen Conciliums bekenne, in Christo rühre jede Wirkung, menschlich oder göttlich, ohne Theilung und Vereinfachung von dem Mensch gewordenen Worte her. Denn wiewohl die Redensart von Einer Wirkung bei verschiedenen Kirchenvätern vorkommt, so nehmen doch manche an dieser Redeweise ein gewaltiges Aer=

gerniß, in der Meinung als ob dadurch die zwei Naturen in Christo angetastet würden, wogegen andere nicht minder in Verwirrung gerathen, wenn sie die Redensart von zwei Wirkungen hören, indem sie glauben, daß sich die Väter derselben sorgfältig enthalten haben, und daß man dadurch zur Annahme eines doppelten und zwar entgegengesetzten Willens gezwungen werde, davon der eine mit seinem Leiden in Einstimmung, der andere hingegen im Widerspruch gewesen sey. Da nun selbst der gottlose Nestorius, der die göttliche Menschheit des Heilandes theilte, deshalb doch nicht zwei Willen, sondern nur Einen in zwei Personen erkannt hat! wie mag denn ein Rechtgläubiger in Einer Person zwei Willen unterscheiden? Wir bekennen also in Folge der Lehre der Apostel, der Kirchenväter und der Concilien nur Einen Willen in Christo, und glauben, daß sein Leib, obschon mit einer vernünftigen Seele vereinigt, dennoch für sich selbst keine Bewegung hervorgebracht hat." Die Ausdrücke, welche sich auf eine oder zwei Wirkungsweisen in Christo bezogen, wurden durch die Ekthesis des Heraclius zwar wegen möglicher Misdeutungen verboten, die Anerkennung Eines Willens erhielt aber dessenungeachtet, wie die Worte des beigebrachten Textes unläugbar beweisen, ein bestimmtes und begünstigtes Uebergewicht. Diese Ekthesis ist eine Lärmposaune, welche besonders im rechtgläubigen Abendlande zu einem allgemeinen Kampfe aufrief.

Severinus röm. Bischof. 638–640. Severinus, ein geborner Römer, wurde bald nach dem Tode des Honorius zu dessen Nachfolger erwählt, da aber die kaiserliche Bestätigung ungewöhnlich lange ausblieb, weil Heraclius in

der Zwischenzeit mit dem neuen römischen Bischof über die Annahme der Ekthesis unterhandelte, so wurde der Letztere erst nach einer Vacanz von einem Jahr sieben Monaten und siebzehn Tagen ordinirt, und zwar am 28sten Mai 640. Es ist nicht ganz klar, in wie weit und unter welchen Bedingungen Heraclius den ablehnenden Vorstellungen des Severinus, in Absicht auf die verbindliche Kraft der Ekthesis nachgegeben hat; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselbe von Severinus verworfen wurde; er könnte sonst nicht späterhin von dem sechsten allgemeinen Concil zu Konstantinopel (680) unter der Zahl der römischen Bischöfe aufgeführt werden, die sich, worüber nur eine Stimme war, dem Eindringen der monotheletischen Irrlehre widersetzt hatten. Noch vor der Ordination des Severinus überfiel der Archivar Mauritius, als solcher, Aufseher über die öffentlichen Schriften und Urkunden, mit einer zügellosen Rotte, die aus dem Auswurfe der Soldateska und des Pöbels bestand, den Lateranischen Palast, in welchem die Schätze und Kostbarkeiten der römischen Kirche aufgehäuft lagen, größtentheils Unterpfänder von der freigebigen Andacht der Kaiser, Consuln, Patricier und anderer angesehenen Personen. Severinus war gegen die wilde Uebermacht vergeblich eingeschritten. Die kirchenräuberischen Gewaltmenschen gaben anfänglich vor, sie wollten das Vermögen der Kirche, das ungenutzt daliege, zu den Bedürfnissen des tiefverarmten Staats verwenden. Der Erfolg zeigte, wie es mit dieser plumpen Lüge gemeint war. Mauritius, so heißt es, ließ in Gegenwart seiner vornehmsten Mitschuldigen,

die vorgefundenen Schätze sämmtlich versiegeln. Die Gewissen waren weit genug, um den begangenen Unterschleif still aufzunehmen. Hierauf lud er den Exarchen von Ravenna nach Rom ein, dessen Händen die angeblich wohl verwahrte Beute zu überliefern. Die Speculation der Habsucht sorgte auf diese Weise mit guter Manier für scheinbaren Anstand, und gab dem Diebshandwerk zugleich eine sichernde Firma. Der Exarch traf schnell ein, denn der mächtige Magnet wirkte unwiderstehlich; er setzte sich in Besitz des Ueberrestes und sandte einen Theil davon dem Kaiser Heraclius zu, um diesem damit den Zorn abzukaufen, welchen eine solche Gewaltthat von Rechtswegen hätte erregen können und erregen müssen.

Severinus starb bald nach seiner Ordination, ohne irgend bemerkenswerthe Spuren seiner kirchlichen Thätigkeit zu hinterlassen, wenn man von der Standhaftigkeit absieht, mit welcher er sich der mehrmals erwähnten Ekthesis widersetzte.

Johannes IV. römischer Bischof. 640—642.

Johannes IV., von Geburt ein Dalmatier, Archidiaconus der römischen Kirche wurde einmüthig zu ihrem Oberhaupte gewählt — wenige Tage nach dem Tode des Severinus — aber erst am 24sten December 640 ordinirt. Mittlerweile war von Seiten der schottischen Geistlichkeit ein Schreiben angekommen, und zwar noch an Severinus gerichtet, welches theils die streitige Zeit des Osterfestes, theils die pelagianische Ketzerei betraf. Die Antwort, welche in Ermangelung eines amtskräftigen Bischofs der Archipresbyter, der Archidiaconus und Primicerius oder erste Notar, nebst einer vierten, nicht hinlänglich be-

zeichneten Person ausfertigten, rieth in Ansehung der abweichenden Osterfeier zur Uebereinstimmung mit der römischen Kirche, und warnte vor dem ansteckenden Gifte der pelagianischen Irrthümer. Der Kirchenhistoriker Beda verräth in seinen Aussagen über die Feier des Osterfestes, wie es in jenen Gegenden Statt gefunden haben soll, so schwankende Begriffe, und verwickelt sich dabei so auffallend im Widerspruch mit sich selbst, daß auf seine Worte schlechterdings nicht mit Zuverlässigkeit zu bauen ist. Mögen die Schotten und Irländer in der Feier des Osterfestes auch nicht vollkommen mit den Quartodecimanern übereingekommen seyn, das heißt mit denjenigen, die es gleich den Juden am vierzehnten Tage des ersten Monats nach dem Frühlingsäquinoctium begingen; so ist doch damit die obige Vermuthung eines Zusammenhanges zwischen der englischen und asiatischen Sitte noch nicht vollständig widerlegt.

Bald nach dem Antritte seines Bischofsamtes verwarf Johannes IV. auf einem zusammenberufenen Concil die Ekthesis des Heraklius und belegte so die monotheletische Irrlehre in ihrem ganzen Umfange feierlich mit dem Anathema. Damit noch nicht zufrieden, sandte er auch eine Abschrift der Concilienakten an Pyrrhus, den Patriarchen von Konstantinopel, Nachfolger des verstorbenen Sergius seit dem Jahre 693 und zwar in der Absicht, durch diese schriftliche Mittheilung dem Fortgange der von ihm verfluchten Ketzerei im Oriente wohlthätige Schranken zu setzen. Pyrrhus, ein eifriger Anhänger der Monotheleten, drückte in dem Antwortschreiben an Johannes IV. sein Erstaunen darüber aus, wie

dieser sich habe erlauben können, eine Lehre zu verdammen, die von seinem Vorgänger Honorius in zwei Briefen auf das förmlichste gebilligt worden sey. Honorius, in peinlichem Gedränge zwischen dem Ansehen, welches er als römischer Bischof dem Honorius schuldig war, und zwischen der Ueberzeugung, die er als die einzige rechte erkannte, schlug in der Vertheidigungsschrift, die er den Kaisern Constantinus III. und Heracleonas, den Söhnen des Heraclius einreichte, einen geschickten Mittelweg ein, der es sehr zweifelhaft läßt, ob er wirklich bloß eine Ausflucht suchte oder nicht vielmehr die vorhergegangene Erklärung des Honorius, wie er sie nämlich auslegte, bis auf einen gewissen Punkt für rein orthodox hielt.

„Nachdem unser Vorfahr — so lauten seine merkwürdigen Worte — durch den Patriarchen Sergius gottseeligen Andenkens, benachrichtigt worden war, daß Einige lehrten, als ob zwei entgegengesetzte Willen in Christo wären, so antwortete er: daß Christus vollkommen Gott und vollkommen Mensch sey, daß er aber, da er zur Wiederherstellung der menschlichen Natur in die Welt gekommen, für sich allein ohne Sünde empfangen und geboren worden, daß er also keinem doppelten und streitigen Willen könne unterworfen gewesen seyn, daß der Wille des Fleisches sich ihm widersetzt oder gegen den Geist gekämpft habe. Wir Menschen haben zwar alle einen doppelten Willen, da wir alle in Sünde empfangen und geboren sind, und es fehlt daher auf den beiden Seiten des verschiedenen Willensvermögens nicht an häufigem und heftigem Widerstande. Unser Herr hat aber nur Einen Willen, der ihm

als Gott, dem alle Dinge gehorchen müssen, gänzlich unterworfen ist. Diese und keine andere Lehre hat mein Vorgänger vorgetragen. Deine Vorstellungsweise, daß in Christo nicht wie bei uns zwei entgegengesetzte Willen sind, der Wille des Fleisches nämlich und der Wille des Geistes, ist von Einigen falsch verstanden und zu dem Schluß gemisbraucht worden, daß er nur Einen Willen in Christo als Gott und Mensch geglaubt habe."

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Meinung einzugehen, durch welche Johannes IV. die Rechtgläubigkeit seines Vorgängers Honorius zu retten suchte; da aber die Vorstellungsweise des Letztern am Ende dieses Jahrhunderts (680) sogar von einem ökumenischen Concil als ketzerisch verdammt worden ist, und die ganze Streitfrage tief in das Wesen der römischen Lehruntrüglichkeit eingreift, so scheint es nicht zweckwidrig, über die Vorstellungsweise des Honorius, besonders über den tiefern Grund derselben, einen und den andern Gedanken in der Form einer Vermuthung hinzuwerfen. Honorius richtete wahrscheinlich sein ganzes ungetheiltes Nachdenken auf das Endergebniß der beiden Willensweisen in Christo; er konnte und wollte in ihnen keinen Zwiespalt zugeben, weil ein solcher schlechterdings die Einheit der göttlichen Persönlichkeit aufhebt. Indem er aber die durchgängige Uebereinstimmung der göttlichen und menschlichen Willenskräfte mit dem größten Nachdrucke hervorhob, und sie besonders von Seiten des praktischen Erfolgs ins Auge faßte, gerieth er in den Verdacht, als läugne er die zwiefache Natur der Bestimmungsgründe oder

Triebfedern, die den Erlöser bei seinem Handeln leiteten. Bezieht man die Einheit, oder genauer gesprochen, die Einigkeit, welche er behauptete, auf den Incidenzpunkt, in welchem das sittliche Streben der beiden Naturen zusammentraf, so ist kein hinreichender Grund vorhanden, ihm deshalb die Ansicht der Monotholeten unterzuschieben. Mochte er immerhin die Identität der beiden Willen in den stärksten Ausdrücken behaupten; so lange er einzig und allein bei dem Ziel stehen blieb, welches die beiden Naturen durch die Kraft ihrer Aeußerungen in den verschiedenen Momenten des Lebens festhielten; so konnte er dessenungeachtet eine innere fortgehende Differenz zwischen der göttlichen und menschlichen Selbstthätigkeit annehmen, eine solche nämlich, die sich in dem Tone und der Farbe der Handlungsweise, kurz in dem modus agendi zu erkennen giebt, und welche in dem Produkt des Verfahrens, in dem zu Tage geförderten Bestande der Sittlichkeit, kurz in den thatsächlichen Erweisen des doppelten Willens, auf ein und dasselbe Facit hinausgeht. Honorius war kein Freund dialektischer Anstrengungen; er sah mehr auf die Materie des Willens, als auf dessen Form. So nahm er die ganze Frage, insofern sie jenes dunkle Gränzgebiet in Christo betraf, mehr mit praktischem Ernst als mit theoretischer Feinheit auf, und verdarb es dadurch mit allen denjenigen, die sich nicht die Mühe geben wollten, ihm in seiner Begriffsweise nachzugehen, und in jeder merklichen Abweichung von dem herrschenden Sprachgebrauche und Denksysteme sogleich eine arge Ketzerei entdeckten. Es läßt sich allerdings nicht streng darthun, daß dieß wirklich

die Vorstellungsweise des Honorius war; daß sie ihm aber auch nicht von fern in den Sinn kam, ist eben so wenig mit Gewißheit auszumachen.

Die Gründe mit welchem Johannes IV. die Meinung der Monotheleten bestritt, gehen in der Hauptsache auf folgende Vorstellungen hinaus: Wenn wir nur Einen Willen in Christo als Gott und Mensch betrachtet annehmen, welcher von beiden soll denn der Einige seyn *)? Der menschliche allein oder der göttliche? Soll es blos der menschliche seyn, so folgt daraus, daß Christus nicht vollkommen Gott gewesen. Soll es blos der göttliche seyn, so folgt daraus, daß er nicht wahrhafter Mensch gewesen; denn er konnte nicht wahrhafter Mensch seyn, ohne den menschlichen Willen, noch wahrhafter Gott, ohne den göttlichen Willen. Sagt man, daß der menschliche Wille von dem göttlichen sey verschlungen worden **), so muß man auch sagen,

*) Der römische Bischof drückt sich hier so kurz aus, daß es scheint, als hebe er durch die aufgeworfene Frage die hingestellte Annahme selbst wieder auf. Er eignet, wie man sieht, jeder Natur in Christo einen besondern Willen zu, und sucht nun die Aufgabe zu lösen, wie diese beiden zum Bande der vollkommenen Einheit zu verknüpfen sind. Die Unverträglichkeit dieser Voraussetzung mit den nothwendigen Attributen des Gottmenschen, soll zum schlagenden Beweise dienen, daß die Ansicht der Monotheleten in ein grobes Hirngespinst ausgeht.

**) Darauf läßt sich erwiedern, daß man sich den göttlichen und menschlichen Willen als zwei Linien denken kann, die einander in ihrer Richtung decken, ohne daß deshalb die eine von der andern verschlungen wird. Soll der Mensch, nach dem Aus-

daß die menschliche Natur von der göttlichen verschlungen worden. Denn wo nur Ein Wille ist, da kann auch nur Eine Natur statt haben. Und auf diese Weise verfallen wir in die Meinung der Eutychianer, und treten einer Lehre bei, die so oft von der Kirche und den Vätern verdammt worden."

So oft und laut man auch die Behauptung wiederholt hat, als sey der Streit über den einfachen oder doppelten Willen Christi ein leerer und verderblicher Wortkrieg gewesen, so muß man doch auch gestehen, daß er unvermeidlich war bei dem lebendigen Interesse, welches die denkbare Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in der Person Jesu der damaligen Christenheit einflößte, und zwar um so nothwendiger, weil die wunderbare Verbindung des Ewigen und Irdischen nebenher auch von ihrer praktischen Seite aufgefaßt wurde, und eben deshalb die Speculation in unruhigere Bewegungen versetzte.

Es heißt, Johannes IV. habe den Kaiser Konstantinus III. um Aufhebung der Ekthesis gebeten, und nur durch den bald darauf erfolgten Tod des Letztern sey der Wunsch des römischen Patriarchen unerfüllt geblieben. Johannes beschäf-

---

spruche der Schrift, vollkommen seyn wie der Vater im Himmel, so mußte die Congruenz des göttlichen und menschlichen Willens in Christo nothwendig mit der höchsten Schärfe hervortreten, so daß die Unterscheidbarkeit zwischen beiden in der Erscheinungswelt unmöglich wurde, und die Eigenthümlichkeit ihrer Richtnngen nur in dem geheimnißvollen Hintergrunde des außerordentlichen Verhältnisses fortbestand.

tigte sich bis ans Ende seiner kurzen Regierung mit dem Sammeln von Reliquien, mit der Errichtung und Ausbesserung verschiedener Kirchen und mit dem Loskaufen gefangener Christen. Er starb am 11. October 642, nachdem er neun Monate und eilf Tage den apostolischen Stuhl nicht unwürdig behauptet hatte.

Ihm folgte Theodorus, ein Grieche, Sohn des gleichnamigen Patriarchen von Jerusalem. Er wurde nach einer Vacanz von ungefähr sechs Wochen den 24. November 642 ordinirt. Seine Wahl mag binnen dieser kurzen Zwischenzeit wohl unmittelbar von dem Exarchen in Ravenna und nicht von Konstantinopel aus bestätigt worden seyn. Pyrrhus, Patriarch der letztern Stadt, hatte sich wegen angeblicher Mitschuld an dem gewaltthätigen Tode des Kaisers Heracleo, vor der Wuth des Volkes durch die Flucht retten müssen; an dessen Stelle war Paulus getreten, der dem Theodorus nach damaliger Sitte sein Glaubensbekenntniß zuschickte. Wiewohl er im Grunde des Herzens gleich seinen beiden Vorgängern, dem Sergius und Pyrrhus, der monotheletischen Lehre zugethan war, so schöpfte Theodorus dennoch anfänglich keinen Verdacht des Irrglaubens gegen ihn; er rühmte vielmehr in dem Antwortschreiben an Paulus dessen fleckenlose Orthodoxie, sey es, daß dieser seine wahre Meinung mit heuchlerischer Klugheit versteckt, oder daß Theodorus sie zu arglos hingenommen hatte. Desto lauter, fast im Tone eines Verweises, führte er dem Paulus seine übereilte Ordination zu Gemüthe; er stellte ihm vor, sie könne leicht eine Spaltung in der Kirche hervorbringen und

Theodorus röm. Bischof. 642—649.

sey auf jeden Fall mit der kanonischen Ordnung unverträglich, da Pyrrhus nicht in der gehörigen Form abgesetzt, sondern blos durch unruhige Volksbewegungen vertrieben worden sey. Daß Paulus die verhaßte Ekthesis des Kaisers Heraclius noch nicht von den Pforten der großen Kirche hatte abnehmen lassen, veranlaßte den Theodorus bei dieser Gelegenheit zu einer zweiten Beschwerde. Paulus nahm weder auf die eine noch auf die andere Erinnerung Rücksicht; er beschützte die Ekthesis öffentlich als giltige Glaubensnorm; in demselben Sinne handelten auch die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien; in Palästina wurde sie theils verworfen, theils angenommen; dagegen fand sie im Abendlande einen allgemeinen Widerstand, und zwar nirgends lebhafter als in Afrika. Dahin hatte sich der verjagte Pyrrhus gewandt, vielleicht in der schlauen Absicht, durch den Widerruf seiner monotheletischen Grundsätze in jenen Gegenden die Stimme des Abendlandes desto eher für sein Interesse zu gewinnen, das kein anderes war, als die Wiedererlangung des Patriarchats von Konstantinopel. Es kam zwischen ihm und dem Abt Maximus, welchem seine Kenntnisse und Tugenden eine allgemeine Verehrung erworben hatten, zu einer berühmten dogmatischen Unterredung, der eben so zahlreiche als vornehme Zuhörer beiwohnten. Pyrrhus gestand nach einer scheinbar hartnäckigen Vertheidigung seinem Gegner, dem abgesagten Feinde der Monotheleten, den vollkommensten Sieg zu. Maximus war trunken vor Freude über die außerordentliche Eroberung; er führte den Neubekehrten im Triumph nach Rom, wo

Pyrrhus in Gegenwart des Theodorus und unter einem gewaltigen Zulaufe aus allen Volksklassen seinen Irrthum feierlich abschwur, und hierauf mit dem größten Gepränge in die Gemeinschaft der römischen Kirche aufgenommen, und sofort als Patriarch von Konstantinopel angesehn und behandelt wurde. Als er aber merkte, daß der Beistand des Abendlandes ihm für seine ehrgeizigen Absichten mehr schade als nütze, fiel er bald darauf in Ravenna unter dem mächtigen Schutze des dortigen Exarchen, eines eifrigen Monotheleten, wieder öffentlich von dem Glauben ab, zu dem er sich erst kürzlich aus dem nichtswürdigsten Antriebe bekannt hatte. Diese tiefe Verstellung, dieser heillose Treubruch empörte den wohlgesinnten Theodorus zum gerechtesten Unwillen; er veranstaltete sogleich in der Peterskirche eine Versammlung der benachbarten Bischöfe und der gesammten römischen Geistlichkeit, rief ein wiederholtes Anathema gegen den neuen Judas aus, wie er den Pyrrhus öffentlich nannte und ging in seiner religiösen Entrüstung so weit, daß er einige Tropfen Wein aus dem gesegneten Kelche unter die Tinte mischte, mit welcher er die Verdammung des ruchlosen Abtrünnigen unterzeichnete. Man hat in diesem Ausbruche des priesterlichen Feuereifers ein schweres Vergehen gegen die göttliche Majestät des Meßopfers finden wollen; allein giebt man aber auch zu, daß die wahrhafte und wesentliche Gegenwart Christi beim Genusse des Abendmahls einen Glaubenspunkt ausmacht, der so alt ist, als die katholische Kirche selbst, mögen auch die genauern dogmatischen Bestimmungen bei dem ursprünglichen Ueber-

flusse des frommen Gefühls nicht ganz so weit gereicht haben; so ist und bleibt es doch eine unbestreitbare Thatsache der Geschichte, daß die Lehre von der Transsubstantion oder von der wirklichen Verwandlung des Leibes und Blutes Christi in die geheiligten Zeichen der Abendmahlsfeier erst durch Paschasius Rodbertus im neunten Jahrhundert offen zur Sprache kam, und daß seitdem wieder mehrere Jahrhunderte verflossen, ehe sie 1215 auf der vierten großen lateranischen Synode die Weihe der vollkommensten Gewißheit erhielt. Es bleibt den katholischen Dogmatikern überlassen, die innere Identität dieses Glaubenssatzes unter seinen verschiedenen äußern Formen nachzuweisen; hier gnügt die Bemerkung, daß man jene geistliche Machthandlung Theodors nicht nach den festgestellten Begriffen einer spätern Zeit beurtheilen darf; sondern blos nach den Ansichten, die seinem frommen Gemüthe die natürlichsten waren und mit der herrschenden Ueberzeugung im sichersten Einklange standen. Unbegränzte Ehrfurcht gegen das Sacrament des Abendmahls gehörte zu dem Ureigenthum der Kirche; um seinen Abscheu vor dem gräßlichen Abfalle des Pyrrhus mit dem höchsten Nachdruck darzulegen, und der über ihn ausgesprochenen Verdammung gleichsam das sichtbare Siegel des Himmels aufzudrücken, nahm er in den Tropfen des gesegneten Weins Christum zum Zeugen, Richter und Vollstrecker der angedrohten Strafe. In sittlicher Hinsicht kann und muß man vielleicht diesen außerordentlichen Schritt als einen Verstoß gegen die kirchliche Würde tadeln, aber ein gotteslästerliches

Vergehn ist jenes übereilte Verfahren schwerlich zu nennen.

Die fortdauernden Unruhen und Kämpfe, welche die Ekthesis des Heraclius unterhielt und steigerte, bewogen den Kaiser Konstans II. ein Glaubensformular abfassen zu lassen, das im Jahre 648 unter dem Namen des Typus erschien. Es verbot unter schweren Strafen alles Gezänk über Einen oder Zwei Willen, bestätigte die Verdammungsurtheile, welche die fünf ökumenischen Concilien gegen die verschiedenen Ketzer ausgesprochen hatten, und setzte die, dem Monophysiten und Monotheleten vortheilhafte Ekthesis völlig außer Kraft. Paulus, der Patriarch von Konstantinopel, war einer von den Haupturhebern des Typus; er wünschte durch denselben der orientalischen Kirche den Frieden wieder zu geben, dessen sie höchlich bedurfte; aus Liebe zur Ruhe, vielleicht auch aus besonderer Rücksicht für die Wünsche und Ueberzeugungen des Abendlandes hatte er schon früher dem Kaiser die Aufhebung der Ekthesis angerathen. Es läßt sich weder aus dem einen noch dem andern Umstande auf seine eigentliche Ueberzeugung mit Sicherheit zurückschließen; er besaß, wie es scheint, das zweideutige Talent, den Forderungen der Zeit nachzugeben, wenn jene mit seinem persönlichen Vortheile zusammentrafen. Dazu kam noch, daß der Inhalt des Typus der Meinungsfreiheit einen gewissen Spielraum ließ, wenn sie nur einigermaßen die öffentliche Ordnung achtete. Ehe die eben erwähnten Ereignisse, an denen Paulus keinen geringen Theil hatte, in Rom bekannt geworden waren, hatte Theodor denselben als einen hart-

näckigen Ketzer in den Bann gethan, weil sich aus den früher zwischen beiden gewechselten Briefen mit Gewißheit ergab, daß Paulus den monotheletischen Irrthümern ohne allen Rückhalt und ohne alle Hoffnung irgend einer Sinnesänderung anhing. Paulus rächte sich wegen des römischen Bannfluches an den Geschäftsführern und andern Personen, die Theodor im Dienste seiner Kirche zu Konstantinopel unterhielt; einige wurden ins Gefängniß geworfen, andere des Landes verwiesen, noch andere körperlich gezüchtigt; auch dieß war dem beleidigten Patriarchen noch nicht genug; er ließ in seinem tollen Zorn sogar den Altar der römischen Kapelle niederreißen und die heiligen Gefäße daraus hinwegnehmen. Trotz des über ihn verhängten Bannes blieb er nach wie vor im ungestörten Besitze seiner kirchlichen Würde, zum deutlichen Beweise, wie wenig man in Konstantinopel gewohnt war, die Oberhoheit des römischen Patriarchen folgsam anzuerkennen. Der Bann ist überhaupt gar kein Beweis für das kirchliche Supremat; denn auch die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien haben sich desselben gegen ihren römischen Amtsgenossen bedient. Noch mehr; nach dem Tode des Paulus gelangte sogar der von Theodor excommunicirte Pyrrhus mit Beistimmung des gesammten Orients in den erneuerten Besitz seines Patriarchats. Den Bischof Stephan von Dore ernannte Theodor zu seinem Vicar in Jerusalem, in der Absicht, durch ihn die monotheletisch gesinnten Bischöfe abzusetzen. Theodor folgte dem Paulus bald ins Grab nach, er starb im Jahre 649 mit dem Ruhme eines Heiligen.

Nach einer Vacanz von 6 Wochen bestieg Martin, gebürtig aus Todi in Umbrien, bisher Priester der römischen Kirche, am 5. Julius 649 den apostolischen Stuhl *). Es wurden ihm seltene Vorzüge des Geistes nachgerühmt, die er schon sehr frühzeitig entwickelt haben soll, besonders im eifrigsten Studium der Philosophie und Beredtsamkeit. Später wandte er sich von den weltlichen Wissenschaften ab, und widmete seine besten Kräfte ausschließend der Erkenntniß göttlicher Dinge, und den Uebungen der Frömmigkeit. Die Natur hatte ihn, wie es heißt, mit dem glücklichsten Aeußern, besonders mit einer angenehmen Gesichtsbildung ausgestattet. Er war von unten auf alle Stufen der geistlichen Rangordnung durchgangen und auf jeder ein Muster seines Standes gewesen; bis er zuletzt die höchste erreichte, die er durch seine bewundernswürdige Charakterstärke nicht minder verherrlichte.

Martin römischer Bischof, 649–655.

Der Kaiser Konstans eilte, dem römischen Patriarchen in einem verbindlichen Schreiben jene friedfertigen Gesinnungen einzuflößen, die ihn selbst beseelten, und für deren Aufrichtigkeit die Bekanntmachung des Typus hinlängliche Bürgschaft leistete, weshalb er denn auch dem neuen römischen

---

*) Wie Bower behauptet, so bestätigte der Kaiser Konstans II. die Erwählung Martins darum so schnell, weil er ihn um so leichter zur Annahme des Typus zu bewegen hoffte. Nach der Meinung Llorentes fand die Ordination des Martin noch vor Ankunft der kaiserlichen Anerkennungsurkunde statt, weshalb ihn denn auch Konstans mit vollem Rechte als einen bloßen Pseudopatriarchen angesehn habe.

Bischof die genaueste Beobachtung desselben dringend empfahl. Martin, ein geübter Theolog und strenger Orthodox, über den der früher erwähnte Abt Maximus einen großen Einfluß ausübte, wenn der letztere nicht vielmehr das natürliche Ergebniß einer innern Ueberzeugung war, hielt den Typus für einen gefährlichen Fallstrick, der die Sache der Wahrheit unter den Verführungen einer falschen Liebe zur Ruhe unverkennbar beeinträchtige, und widersetzte sich daher demselben mit der größten Entschiedenheit auf einem in Rom veranstalteten Concilium, dem 205 Bischöfe aus Italien und den benachbarten Inseln beiwohnten. Es hat sich den Namen eines allgemeinen beilegen wollen, kann aber nicht dafür gelten, weil es bloß die italienische Kirche repräsentirte. Martin bewährte bei den Verhandlungen, die während der fünf Sitzungen gepflogen wurden, eine ausgezeichnete Geistesgegenwart, die feinste Dialektik; er war in allen Künsten der damaligen Schulphilosophie eingeweiht, unterwarf sie aber mit gewissenhaftem Eifer dem alleinigen Dienste des herrschenden Kirchenglaubens. Er verwarf den Typus des Kaisers Konstans, weil der Inhalt desselben eine unleidliche Neutralität der religiösen Meinung vorschreibe, nicht viel anders, als ob in Christo gar kein Wille vorhanden gewesen wäre. Sein Verdammungsurtheil war nicht blos gegen den Typus, sondern auch gegen die Ekthesis gerichtet, so wie gegen die drei Patriarchen von Konstantinopel, Sergius, Pyrrhus und Paulus, die jene verfänglichen Glaubensformulare durch ihr Ansehen und Wort unterstützt hatten. Ueber den römischen Bischof

Honorius, der im Fortgange der Zeit immer tiefer in den Verdacht monotheletischer Irrthümer gerieth, beobachtete er ein gemessenes Stillschweigen, wie es einem besonnenen Inhaber des apostolischen Stuhles unter so schwierigen Verhältnissen ziemte.

Die abendländischen Bischöfe, welche größtentheils erst aus den Verhandlungen der Synode den Stand der Streitfrage kennen lernten, gaben seinen Entscheidungen um so leichter ihren Beifall, da sie mit den Einwendungen der wichtigern Gegner unbekannt waren. Mehrere morgenländische Bischöfe und die afrikanischen insgesammt hatten sich überdies schon früher für Martins Ansicht erklärt.

Der Kaiser Konstans II. nahm die widerspenstige Entschlossenheit des römischen Patriarchen so übel auf, daß er seinem Exarchen in Italien den Befehl zusandte, denselben gefangen zu nehmen und nach Konstantinopel zu schaffen. Der Exarch erschien sogleich mit einem Heere vor Roms Mauern, fand aber die Einwohner bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und da der Einfall der Sarazenen seine und seines Heeres Gegenwart in Sizilien erforderte, so entging Martin für diesmal noch der drohenden Gefahr. Der Exarch starb in Sicilien. Sein Nachfolger Theodorus Calliopas sollte jetzt gegen Martin ausführen, was früher durch den Widerstand der Römer mislungen war. Er war kaum zu Ravenna angekommen, als er seine Streitmassen zusammenzog und unter dem Vorwande, über Rom nach Sicilien vorzudringen, mit denselben gegen die letztere Stadt anrückte. Dem

kranken Patriarchen ahnete Schlimmes; er schickte dem Exarchen einige seiner Geistlichen entgegen, damit sie den Zweck seiner Annäherung erforschen möchten und flüchtete sich für seine Person in die lateranische Kirche. Der Exarch trug die vorgenommene Maske mit Geschick, ließ Martin Versicherungen der Freundschaft und sich selbst vorläufig zu einem Besuche bei ihm anmelden, von dessen unverzüglicher Abstattung ihn bloß eine Krankheit abhalte. Der Exarch wollte sich erst mehrere Gewißheit darüber verschaffen, ob der lateranische Palast nicht stark mit Bewaffneten besetzt sey, an deren Widerstande sein beschlossenes Unternehmen scheitern könne. Der Secretair des Exarchen und einige Personen aus seiner nähern Umgebung erschienen statt seiner bei Martin, mit der Erklärung, ihr Herr halte es nicht für sicher, den Patriarchen zu besuchen, weil er die Nachricht erhalten habe, Se. Heiligkeit sey mit Bewaffneten umgeben, um ihn nicht als Freund, sondern als Feind zu empfangen. Martin nahm die Abgeordneten höchst freundschaftlich auf, beklagte sich bitter über jene schändliche Verläumdung und gab unter der Aeußerung, lieber tausendmal zu sterben, als eines andern Menschen Leben um des seinigen willen in Gefahr zu setzen, den Befehl, die Abgeordneten in dem ganzen Palast herumzuführen. Das war es eben, was der Exarch durch seine Gesandtschaft und mit seinem Vorgeben beabsichtigt hatte. Sobald er sich in der Lage sah, den Befehl des Kaisers mit eigener Sicherheit und ohne Blutvergießen vollziehen zu können, so begab er sich in Begleitung einiger Soldaten zu dem Patriarchen, wel-

cher von seiner Geistlichkeit umgeben war, in die Kirche. Das Schrecken vertrat die Stelle der Gewalt. Die Soldaten erregten einen gewaltigen Lärm, stießen die Lichter um, schlugen die Waffen zusammen und erhuben ein lautes Geschrei. Unter diesem Getümmel zeigte der Exarch dem Patriarchen den kaiserlichen Befehl zu dessen Verhaftung vor. Martin wankte keinen Augenblick; er verließ das Bett und überlieferte sich den Händen des Exarchen, ohne auf die Gegenvorstellungen seiner Geistlichen zu hören. Nun wurde er in den Palast des Exarchen gebracht, wo jedermann freien Zutritt zu ihm hatte. Um Mitternacht mußte er sich, nur von einigen seiner Dienstleute begleitet, an den Bord eines segelfertigen Schiffes auf die Tiber begeben, welches sogleich in See ging, und bald darauf die Insel Naxos erreichte. War er schon während dieser Fahrt von den Qualen der Seekrankheit und des Podagras und der Rohheit der Soldaten arg gemißhandelt worden, so litt er fortan nicht weniger während seiner einjährigen Gefangenschaft auf Naxos. Aber alles dies war nur ein schwaches Vorspiel in Vergleich der Drangsale, die ihn bei seiner Ankunft in Konstantinopel erwarteten. Kaum war er in dem dortigen Hafen angelangt, so rottete sich ein zahlreicher Pöbelhaufen zusammen, welcher den Patriarchen, der vom Morgen bis zum Abend auf dem Verdeck ausharren mußte, mit Schimpfnamen und mit Verwünschungen verfolgte. Erst am Abend wurde er mit einer starken Wache vom Schiffe abgeholt, und in ein Gefängniß geschleppt, wo er von keinem theilnehmenden Menschen besucht, 93 Tage unter den

schwersten Leiden zubringen mußte. Endlich stellte man ihn vor ein Gericht, an dessen Spitze der Großschatzmeister des Reichs stand; „Heilloser Bösewicht," rief ihm derselbe entgegen, „sprich, was hat Dir der Kaiser gethan? Womit hat er Dich beleidigt? Hat er Dir je einen ungerechten Druck zugefügt oder Dir etwas gewaltsam entrissen? Kannst Du etwas zu Deiner Vertheidigung sagen?" Weil Martin auf alle diese Fragen nichts erwiederte, so wurde der Geheimschreiber des in Sizilien verstorbenen Exarchen nebst mehrern Soldaten vorgelassen, die unter jenem gedient hatten. Beim Anblick dieser Leute lächelte der Patriarch und sagte: „Sind das Eure Zeugen? Er bat zugleich die Richter inständigst, sich mit der Aussage dieser Leute zu begnügen und sie nicht schwören zu lassen, um nicht ihre Seelen durch das Verbrechen des Meineids zu belasten. Sie mußten dessen ungeachtet auf die Evangelien schwören, und erklärten sich nun dahin, daß Martin im Einverständnisse mit dem verrätherischen Exarchen Olimpius gehandelt habe, der mit einem Aufstande gegen den Kaiser umgegangen sey, und daß die Soldaten von dem Patriarchen aufgefordert worden seyen, dem Olympius den Eid der Treue zu leisten. Martin, den man anging, auf diese Beschuldigungen zu antworten, nahm folgendermaßen das Wort: „Ich will Euch die Wahrheit sagen, wenn Ihr sie anders hören wollt. Als der Typus von dem Kaiser nach Rom geschickt wurde." — „Was Typus?" fiel einer von den Beisitzenden ein, „Du wirst jetzt wegen eines Staatsverbrechens zur Rede gesetzt und nicht wegen deines Glaubens." Martin läugnete mit der

höchsten Bestimmtheit alle Theilnahme an der strafwürdigen Unternehmung des Exarchen und schloß mit den Worten: „War ich denn im Stande einem Mann zu widerstehen, dessen Händen die ganze Kriegsmacht von Italien anvertraut war? Habe ich ihn zum Exarchen ernannt? Bin ich verbunden, von seinem Verhalten Rechenschaft abzulegen? Verfahrt mit mir, wie Ihr wollt, und sobald als es Euch beliebt: denn mein Lohn wird im Himmel groß seyn.

Er wurde hierauf als Verräther zum Tode verurtheilt, bis auf eine einzige Decke aller seiner Kleider beraubt, mit einem Halseisen und Ketten belastet, unter dem Vortritte des Scharfrichters mit entblößtem Schwerdte durch die ganze Stadt geschleppt, dann zuerst zu den größten Missethätern ins Gefängniß gesperrt, kurz darauf wieder aus demselben hervorgezogen, an den Gefängnißwärter angeschlossen — welches das gewöhnliche Kennzeichen der nahen Vollziehung des Todesurthels war — und mußte eine ganze Nacht auf einer Bank unter freiem Himmel und einem schneidenden Winde zubringen. Bei aller erlittenen Schmach und bei den ärgsten Mishandlungen soll Martin keinen Augenblick seine Standhaftigkeit und Heiterkeit verloren haben; nur die Kälte setzte ihn in einen Zustand der Betäubung, bis ihn das Mitleid zweier weiblicher Gefängnißwärter, die ihn aus Erbarmen in ihr Bett legten, wieder zur Besinnung brachte. Auch der folgende Tag setzte seinem leidensvollen Leben noch kein Ziel. Es wurde ihm vielmehr am Abend desselben das Eisen abgenommen, die Vollziehung des ausgesprochenen Todesurtheils unter-

blieb auf Fürbitte des sterbenden Patriarchen von Konstantinopel, und Martin mußte nach einer Gefangenschaft von 85 Tagen im Jahre 655 nach der Krimm in die Verbannung gehen, wo er nach neuen ausgestandenen Martern des Hungers, der Blöße und der Krankheit noch im September desselben Jahres starb. Seine Leiden erwarben ihm den Titel eines Märtyrers, den wenige besser verdient haben, als er. Er fiel als ein Opfer der Verfolgungswuth seines Gegners, des Patriarchen von Konstantinopel, wie dieser selbst unter den Foltern der Reue in seinen letzten Augenblicken eingestand.

Eugenius römischer Bischof. 655—657.

Noch bei Lebzeiten Martins war der Römer Eugenius von dem Volke und der Geistlichkeit gewählt, und wie es heißt, am 8. September 654 ordinirt worden. Seit der gewaltsamen Entfernung Martins hatten bis zum Regierungsantritt des neuen Patriarchen nach herkömmlicher Sitte der Archipresbyter, der Archidiaconus und Primarius die Verwaltung der Kirche geleitet. Es war mit der Ernennung des Eugenius aus dem Grunde geeilt worden, damit der Kaiser Konstans II., wenn die Römer gegen seine ausdrückliche Aufforderung, mit der Wahl zögerten, ihnen nicht aus Ungeduld und Misvergnügen einen monotheletisch gesinnten Patriarchen aufdringen möchte; denn das Schicksal Martins schärfte ihnen die ängstlichste Vorsicht ein, deren Wirkungen sich auch in dem Benehmen des Eugenius gegen den Hof von Konstantinopel sattsam verriethen. Daß Martin in die Ernennung seines Nachfolgers eingewilligt haben soll, ist eine unerwiesene Behauptung, die mit dem heroischen

Priesterthum desselben in einer und der andern seiner letzten Aeußerungen nicht wohl vereinbar ist. Martin hatte ganz Recht, wenn er sich auf dem Wege der kanonischen Ordnung nicht für abgesetzt erkannte; es kam ihm also auch gewiß nicht von fern in den Sinn, durch seine Bestimmung einen Schritt zu bekräftigen, den er im tiefsten Grunde seiner Seele für ungesetzlich hielt. Nach seinem Tode wurde die Wahl des Eugenius nochmals bestätigt, damit ihr in keiner Hinsicht die kanonische Vollgiltigkeit fehle.

Eugenius, gewitzigt durch das warnende Beispiel seines großen Vorgängers, gegen den er vergleichungsweise zum bloßen Schattenbilde herabsank, schickte unverzüglich Abgeordnete nach Konstantinopel, die dort wegen des Typus friedliche Unterhandlungen anknüpfen sollten. Die mitgegebenen Verhaltungsmaßregeln mochten auf die größtmögliche Nachgiebigkeit berechnet seyn, wie der Erfolg deutlich genug beweist. Die Patriarchen von Rom und Konstantinopel verständigten sich über den streitigen Lehrpunkt auf eine so seltsame Weise, daß außer ihnen beiden nicht leicht ein anderer den Sinn ihrer Vereinigung begreifen kann; ja es bleibt zweifelhaft, ob sie selbst wußten, worüber und wie sie sich miteinander abfinden sollten. Eugenius bequemte sich aus Gefälligkeit gegen den Patriarchen von Konstantinopel in Christo außer den beiden natürlichen Willen, wie sie jetzt hießen, einen dritten substantiellen anzunehmen, der, wie man sagte, jene beiden unter sich fasse. Das Glaubensbekenntniß, welches der Patriarch von Konstantinopel an seinen römischen Amtsgenossen gesandt hatte,

war in so dunkeln, zweideutigen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt, daß Eugenius Gefahr lief, durch Billigung desselben Unruhen unter dem Volke zu erregen. Sonst wird bis zu seinem Tode, der den 1. Junius 657 erfolgte, nichts Erhebliches von ihm gemeldet.

Vitalianus röm. Bischof. 657–672.

Der apostolische Stuhl blieb diesmal einen Monat und 29 Tage erledigt, und kam dann in den Besitz des Vitalianus, der aus Segni stammte. Die Wahl war ohne besondere Dazwischenkunft des Hofes von Konstantinopel unmittelbar durch den Exarchen bestätigt worden. Vitalianus ließ sogleich durch Abgeordnete dem Kaiser Konstans II. und dessen Sohn Konstantin, als erklärten Augustus und Mitregenten (seit 644) sein Glaubensbekenntniß überreichen, das auf ziemlich künstliche Schrauben gestellt gewesen seyn mag, weil der Monarch so wohl damit zufrieden war. Vitalianus hatte wahrscheinlich über den Typus ein politisches Stillschweigen beobachtet, das der Kaiser, der mit seiner eignen dogmatischen Ueberzeugung nirgends offen hervorgetreten war, ihm als ein stilles Zeichen der Glaubenseinigkeit oder doch als ein Verdienst kluger Geschmeidigkeit anrechnete. Der Kaiser behandelte die Gesandtschaft des römischen Patriarchen mit der gütigsten Aufmerksamkeit; bei ihrer Rückreise überreichte er ihnen ein ganz mit Gold belegtes und den kostbarsten Edelsteinen geschmücktes Evangelienbuch, das er, wie er sich ausdrückte, dem heiligen Petrus als Geschenk bestimmte.

Im Jahre 662 betrat er mit einem beträchtlichen Heere Italien, ohne Zweifel in der Absicht, der longobardischen Macht engere Grän-

zen zu setzen, obschon einige unkritische Geschichtschreiber ihm andere, überaus unstatthafte Beweggründe angedichtet haben. Im Verlaufe des Kriegs besuchte er auch Rom auf einige Tage; Vitalianus empfing ihn mit aller Ehrfurcht eines Unterthanen und erwies ihm, als er in der Peterskirche mit zahlreichem Gefolge und in feierlichem Aufzuge seine Andacht verrichtete, die höchsten Ehrenbezeigungen, auf die ein gekrönter Laie Anspruch hat. Diese ausgezeichnete Aufnahme hinderte jedoch den Kaiser keineswegs, die schätzbarsten Denkmale aus Gold, Silber, Erz, Marmor nach Vandalenart zusammenzuplündern, so daß er bei diesem Raubzuge selbst die Heiligthümer der Religion nicht verschonte. Seine Unternehmung gegen die Longobarden scheiterte gänzlich; er mußte es noch für ein Glück halten, daß er nach einem kurzen Aufenthalt in Sizilien wieder nach seinen Staaten zurückkehren konnte. Man legte ihm, außer der Ermordung seines Bruders Theodosius, auch noch die grausamsten Mishandlungen des hochverdienten Abtes Maximus zur Last, der in der Verherrlichung des christlichen Märtyrerthums mit seinem Freunde und Gönner, dem verstorbenen Patriarchen Martin um die Palme gekämpft hatte; Vitalianus hatte demnach Ursache, gegen den Kaiser jene gemessene kalte Würde zu beweisen, die den tugendhaften Priester auch in der Nähe der Majestät nicht verlassen soll, wenn sie mit Verbrechen beladen erscheint. Diese allerdings höchst schwere, aber darum doch unerläßliche Pflicht war dem Nachfolger des Petrus entweder ein

Geheimniß, oder er opferte sie aus Schwäche und Furcht irdischen Rücksichten auf.

Desto aufmerksamer nahm er die günstige Gelegenheit wahr, das Ansehn des römischen Stuhls in England immer tiefer zu befestigen und nachdrücklicher auszubreiten. Schon wurde in jenen Gegenden die Feier des Osterfestes nach römischer Sitte begangen, das Klosterleben griff immer weiter um sich, selbst unter den herrschenden Familien; auch in den religiösen Gebräuchen, diente Rom je länger je mehr als Vorbild und zwar selbst in bloßen Aeußerlichkeiten; z. B. in der Tonsur; kurz der Zusammenhang zwischen der englischen und römischen Kirche hatte fortwährend neuere innigere Berührungspunkte gefunden. Vitalianus suchte sich vor allen Dingen die Könige zu verpflichten; er verschmähte zu dem Ende auch jene kleinen Bestechungsmittel nicht, deren Werth lediglich von der frommen Meinung abhängt, und die daher viel, wenig oder auch nichts bedeuten, je nachdem der Zeitgeist sie höher oder tiefer stellt. Geschenke von Reliquien, Kreuzen und Schlüsseln bahnten ihm vorläufig den Weg. Um diese Zeit ward der Bischofssitz von Canterbury erledigt. Es lag dem Vitalianus alles daran, ihn mit einem tüchtigen Mann zu besetzen, das hieß unter andern, auch mit einem solchen, der sich vorzugsweise dazu eignete, die kirchliche Verbindung zwischen Rom und England noch enger anzuziehen. Der Mönch Theodorus, ein Grieche aus Tarsus, vereinigte mit ausnehmenden Fähigkeiten große sittliche Verdienste; er war als Fremder den volksthümlichen Einflüssen weniger zugänglich, als die Landesein-

gebornen; als Grieche konnte er indessen aus Vorliebe für die Eigenheiten seiner Kirche, zum Range eines englischen Bischofs erhoben, der Begründung des römischen Uebergewichts, wie es schien, nicht hinderlich werden. Diese Besorgniß versetzte den Vitalian eine Zeitlang wegen der zu treffenden Wahl in Verlegenheit. Seitdem ihm aber Hadrianus, einer seiner Vertrauten, volle Gewißheit darüber gegeben hatte, daß er bereit sey, den Theodorus nach England zu begleiten, dessen Verfahren dort bei jedem seiner Schritte mit Späheraugen zu beobachten, wurde derselbe sogleich zum Subdiaconus ordinirt, dann nach drei Monaten zum Bischof geweiht und ging dann im Jahre 668 als Erzbischof von Canterbury zu seiner Bestimmung ab, welcher er in allen Pflichten seines Berufs und besonders in der priesterlichen Fügsamkeit gegen Rom so vollkommen Gnüge leistete, daß er mehr als jeder andere zu dem nachherigen Glanze seines Stuhles und zu dem Bunde zwischen der römischen und englischen Kirche beigetragen hat *). Vitalian hatte ihm für seinen Bischofsstuhl sehr ausgezeichnete Vorrechte zugestanden. Das von Theodor abgefaßte Pönitentiale ist in mancher Hinsicht eine merkwürdige Erscheinung.

So glücklich Vitalian in weiter Ferne an der Entwickelung des römischen Supremats gearbeitet hatte, so entschieden mislangen ihm für

*) Dazu wirkten die Reisen nicht wenig, die Theodor durch verschiedene Gegenden von England unternahm, um Gleichförmigkeit mit der römischen Kirche zu erzielen.

denselben Zweck seine Bemühungen auf anderen näher gelegenen Punkten. Johannes, ein abgesetzter Bischof der Insel Creta, über dessen Schuld nähere und sichere Berichte fehlen, appellirte an den römischen Stuhl, und machte seine Sache bei demselben in Person anhängig. Vitalian sprach ihn frei und drang unter harten Drohungen auf dessen Wiedereinsetzung. Sein Machtwort verflog in der Luft, Johannes gelangte nie wieder zum Besitze seiner Würde.

Maurus, Metropolitan von Ravenna, wurde von Vitalianus nach Rom beschieden, um dort wegen seines Glaubens und Betragens Rechenschaft abzulegen. Er läugnete unumwunden, daß dem Patriarchen ein Recht zustehe, über ihn zu erkennen, und setzte der Vorladung die beharrlichste Weigerung entgegen. Vitalianus außer sich vor Unmuth über einen so sträflichen Ungehorsam, schleuderte den Bannstrahl gegen Maurus, dieser wurde aber davon so wenig getroffen, daß er dieselbe Waffe gegen Vitalianus kehrte. Ein schnell veranstaltetes Concilium kündigte ihm hierauf den Verlust seiner Bischofswürde an, und verstieß ihn in den Stand der Laien. Maurus trotzte unter dem Schutze des Exarchen von Ravenna den Beschlüssen des Concils wie dem Zorne des Patriarchen, und behauptete seinen Posten ruhig bis zum Tode; noch in seinen letzten Augenblicken empfahl er seiner Geistlichkeit ihre Freiheiten gegen Roms Ansprüche standhaft zu wahren. Die Mahnung ging an dem Nachfolger Separatus nicht verloren; er setzte es bei seinem Hofe durch, daß dem Bischofsstuhle von Ravenna völlige Unabhängigkeit von der römischen Kirche zuerkannt

wurde. Erst nach Verlauf von zwölf Jahren setzte ein Befehl des Kaisers Constantin Pogonatus das frühere Verhältniß der Unterordnung wieder her.

Vitalian starb 672 mit dem Rufe eines Heiligen, nachdem er seinem Berufe vierzehn Jahre und sechs Monate vorgestanden hatte. Es ist nicht so gar leicht, über seinen priesterlichen Charakter und Werth ein sicheres Urtheil zu fällen, woran hauptsächlich der Mangel an zuverlässigen und befriedigenden Nachrichten Schuld ist. Im Jahre 668 war der Kaiser Constans II. zu Syrakus im Bade durch die Hand eines Meuchelmörders umgekommen, ihm folgte sein Sohn Constantin IV. Pogonatus oder der Bärtige.

Adeodatus röm. Bischof. 672—676.

Adeodatus, ein Römer, früher Mönch, wurde nach einer Vacanz von zwei Monaten und fünfundzwanzig Tagen am 22sten April 672 ordinirt und starb am 26sten Junius 676. Anastasius der Bibliothekar schildert ihn als einen Mann von sanftem, liebenswürdigem Charakter. Ueber die Aechtheit des Briefes, den er an die französischen Bischöfe geschrieben haben soll, im Betreff der Exemtien des Klosters St. Martin zu Tours, wird noch gestritten.

Donus römischer Bischof. 676—678.

Donus, ein Römer, gewählt nach einer Vacanz von vier Monaten und fünf Tagen, am 1sten November 676 erlebte in seiner kurzen Regierung die große Freude, daß der Metropolitenstuhl von Ravenna der römischen Oberhoheit unterworfen wurde, wovon bereits weiter oben das Nähere vorgekommen ist.

Macarius, Theodor und Gregorius wollten Vitalian, den einzigen römischen Bischof, der seit

Honorius in den Kirchenbüchern stand, ausgestrichen wissen. Dieß war die Veranlassung, daß der Kaiser Constantin Pogonatus eine neue Untersuchung der Lehre von dem Willen Christi veranstalten ließ. Er richtete in der Absicht, ein Concilium in Konstantinopel zusammen zu rufen, das an der Wiederherstellung des Kirchenfriedens arbeiten sollte, ein Schreiben voll der aufrichtigsten Versicherungen an den Bischof Donus, das aber zu spät ankam, um noch an ihn zu gelangen, denn schon am 4ten April 678 war Donus gestorben.

Agathon römischer Bischof. 678—682.

Ihm folgte Agathon aus Sicilien auf dem römischen Stuhle. Er wurde am 26sten Junius 679 geweiht. Unter ihm fanden in Rom zwei merkwürdige Kirchenversammlungen Statt. Auf der einen wurde der in England wegen unbekannter Ursachen abgesetzte Bischof Wilfried von York, der an die römische Kirche appellirt, und sich dadurch eine Verhaftung, dann auch die Landesverweisung zugezogen hatte, vollkommen von aller Schuld freigesprochen, wie denn Rom aus sehr begreiflichen Gründen gegen alle Appellanten mehr als mild war. Auf der andern wählte man die Gesandten, welche der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel beiwohnen sollten. Agathon erließ zugleich ein Umlaufschreiben an die Bischöfe in Spanien, Gallien, Britannien u. s. w. worin er sie aufforderte, sich in Synoden zu versammeln, die Lehre vom doppelten Willen noch einmal ernstlich zu überlegen und ihm sodann ihre Synodalverfügungen zu übersenden. Diesem Wunsche kam man von allen Seiten entgegen, und einige Synoden er-

nannten Stellvertreter und schickten diese nach Konstantinopel. Der Papst brachte hierauf das Ergebniß jener Versammlungen zur öffentlichen Kenntniß und ließ unter andern auch die Worte einfließen: Dieß ist die Regel des wahren Glaubens, welchen die apostolische Kirche Christi, diese geistliche Mutter eures beruhigten Reichs in Glück und im Unglück lebhaft vertheidigt und behauptet hat, und von welcher sich erweisen läßt, daß sie durch des allmächtigen Gottes Gnade niemals von dem Wege der apostolischen Lehre abgewichen, niemals durch ketzerische Neuerungen verdorben worden ist, die bis zum Ende untadelhaft bleibt, wie sie von ihren Stiftern, den obersten Aposteln Christi bei der Entstehung der christlichen Religion ist eingerichtet worden, nach dem göttlichen Versprechen des Herrn, das er dem Fürsten der Apostel in den Evangelien mit den Worten ertheilt hat: Petrus, Petrus! der Satan hat dich, wie den Weizen sichten wollen, ich habe aber für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Stärke deine Brüder u. s. w. Jedermann weiß — so fährt er fort — daß meine Vorgänger und ich dieses immer gethan haben. Agathon erreichte sein Ziel beim Kaiser und der gesammten Kirchenversammlung. Die letztere verdammte den römischen Bischof Honorius als einen ketzerischen Monotheleten aufs feierlichste. Es entwickelten sich aus dem Ausgange des Concils (680) manche glückliche Folgen für den römischen Stuhl. Er zeigte sich als eine dauerhafte Stütze der Rechtgläubigkeit, und wurde auch von dem Kaiser und der Kirchenversammlung dafür angesehn, und auf Agathons Fürbitte fortan je-

dem seiner Nachfolger die Geldsumme nachgelassen, welche bisher für die Bestätigungsurkunde der getroffenen Bischofswahl entrichtet werden mußte. Endlich wurde hierauf die Entscheidung des Looses, welches den noch lebenden Monotheleten bereitet werden sollte und von denen mehrere von der Kirchenversammlung ihrer geistlichen Aemter waren entsetzt worden, unter ihnen auch Macarius, Patriarch von Antiochien, auf der Verurtheilten eigenes Verlangen dem Kaiser überlassen. Die Wahl eines römischen Bischofs mußte indessen nach wie vor von dem Hofe zu Konstantinopel bestätigt werden.

Leo II. römischer Bischof. 682—683.

Leo der Zweite, ein Sicilianer wie sein Vorgänger, wurde am 16ten April 682 gewählt und am 17ten August desselben Jahres von den Bischöfen zu Ostia, und Veletri (weil der Stuhl zu Alba erledigt war) geweiht. Er stand mit dem Kaiser Constantin Pogonatus in gutem Vernehmen und trat den Beschlüssen der Kirchenversammlung von Konstantinopel ohne Einschränkung bei. Sonach verfluchte er in der Antwort, die er dem Kaiser ertheilte, welcher ihn aufgefordert hatte, alle Ketzereien mit dem Schwerdte des Wortes auszurotten, wie Petrus dem Malchus das Ohr weggehauen habe, er verfluchte alle diejenigen, welche von dem erwähnten Concil waren verflucht worden und folglich auch den Honorius, der die apostolische römische Kirche nicht mit der Lehre der apostolischen Tradition geschmückt, sondern sich verrätherisch bemüht habe, den allgemeinen Glauben zu verkehren. Dieses Verdammungsurtheil setzte den Leo bei dem Kaiser Constantin dergestalt in Gunst, daß derselbe

die von jenem erbetene Unterwerfung des Stuhls von Ravenna unter die römische Oberhoheit durch ein Decret aufs förmlichste bestätigte. Leo starb am 3ten Julius 683 mit dem Ruf eines Heiligen.

Benedict II. wurde nach einer Vacanz von eilf Monaten und zweiundzwanzig Tagen am 26sten Junius 684 geweiht. Er wußte von dem Kaiser Constantin für die nachfolgenden römischen Bischöfe eine Urkunde zu erhalten, vermöge deren jeder römische Bischof sogleich nach seiner Wahl ohne kaiserliche Bestätigung sollte geweiht werden dürfen. Die Giltigkeit dieser Erlaubniß war übrigens von kurzer Dauer. Die römische Bischofswürde war jetzt noch eben so sehr wie ehedem ein Gegenstand ehrgeiziger Wünsche und Bestrebungen. Die Parteien unter der Geistlichkeit, dem Volke und dem Kriegsheere, welches jetzt auch anfing einen bedeutenden Einfluß auszuüben, verlängerten die Vacanzen häufig und zwar zum offenbaren Nachtheile der römischen Kirche. Da gleich nach dem Tode Benedicts II., den 7ten Mai 685, eine zwiespaltige Wahl eintrat, so mag dieser Umstand wohl den Kaiser Justinian II. zur Zurücknahme der ertheilten Freiheit vermocht haben; er war es wenigstens, der dem Exarchen wieder auftrug, die gewählten römischen Bischöfe in seinem Namen zu bestätigen.

Benedict II. röm. Bischof. 683—685

Johann V. ein Syrer, wurde am 23sten Julius 685 geweiht. Er arbeitete nicht ohne Glück an dem Plane, dem Erzbischof von Cagliari die Beaufsichtigung der sardinischen Kirchen zu entziehen, indem er dieselbe als unbegründet durch das Herkommen darstellte. Er starb am 1sten

Johann V. röm. Bischof. 685—686.

August 686. Eine anhaltende Krankheit hatte ihn nur wenige Augenblicke der Ruhe gegönnt.

Conon römischer Bischof. 686–687. Nach dem Tode Johannes V. setzte sich das Heer in den Besitz des Lateranpalastes, riß mit Gewalt das Recht der Bischofswahl an sich, und ernannte den römischen Priester Theodor zum Patriarchen. Die ausgeschlossene Christenheit versammelte sich dagegen in dem Vorhofe jenes Palastes und wählte den Archipresbyter Peter. Das Volk, von den Soldaten, wie von der Geistlichkeit in seinem Wahlrechte angetastet, erklärte sich auf einem öffentlichen Platze für den durch Alter und Tugenden ehrwürdigen Conon. Die Geistlichkeit merkte gar bald, zu welchen Unordnungen die Fortdauer der Zwietracht führen möchte; sie gab demnach ihre getroffene Wahl auf und vereinigte ihre Stimmen mit dem Willen des Volks, d. h. sie erkannte den Conon als rechtmäßigen Bischof von Rom. Endlich fügten sich auch die Soldaten, zu schwach, ihren Schützling allein aufrecht zu erhalten. Der Exarch von Ravenna bestätigte den Conon; er wurde am 23sten October 686 geweiht, starb aber schon am 24sten September 687.

Sergius römischer Bischof. 687–701. Einige Wähler riefen den Archidiaconus Paschal und andere den Archipresbyter Theodor als Patriarchen aus; die Mehrheit des Volks und der Geistlichkeit stimmte hingegen für Sergius, der aus einer syrischen Familie stammte, aber in Palermo erzogen worden. Der Exarch kam selbst nach Rom, und erklärte sich für Sergius. Dieser mußte ihm dieselbe Geldsumme zahlen, die früher Paschal dem Exarchen versprochen hatte, wenn er ihn für seine Absichten för=

derlich seyn würde. Sergius taufte den andächtigen König von Westsex Cedovalla während dessen Anwesenheit in Rom.

Justinian II. wollte gegen Sergius im Jahre 692 wegen seiner Einsprüche gegen die sogenannte fünfsechste Kirchenversammlung das Verfahren nachahmen, welches der Kaiser Constans gegen Martin beobachtet hatte; allein Sergius hatte besser für seine Sicherheit gesorgt, als der Letztere. Das erwähnte Concil war nicht sowohl auf grüblerische Speculationen als auf Feststellung der Kirchenordnung eingegangen, hatte dabei aber einige Satzungen aufgestellt, welche mit der römischen Weise stritten. Der Kaiser hatte diese Artikel, welche von ihm selbst, von vier Patriarchen, von mehr als zweihundert Bischöfen und den Legaten des römischen Bischofs unterzeichnet waren, dem Sergius zur Annahme zugeschickt; allein dieser erklärte um der erwähnten Satzungen willen die ganze Kirchengemeinschaft zwischen Rom und Konstantinopel für unstatthaft. Der vielgereizte Kaiser sandte seinen Oberstschwerdtträger nach Rom, um den Patriarchen von dort nach Konstantinopel zu bringen. Zacharias, so hieß dieser Staatsdiener, kam nicht so schnell in Rom an, als das Gerücht seiner Reise. Sogleich versammelte sich ein Theil des kaiserlichen Heeres, gewonnen durch die Freigebigkeit des Sergius in der Nähe von Rom. Bei seiner Ankunft nimmt Zacharias die ihm drohenden Gefahren wahr, verliert die Besonnenheit, und flüchtet aus Angst zum Patriarchen, dem er sich zu Füßen wirft, und zu ihm mit Thränen um Rettung seines Lebens fleht. Sergius erhört seine Bitte und

läßt die Thore verschließen, allein mehrere Haufen von Soldaten waren schon in Rom eingedrungen. Auf die falsche Nachricht, daß der Patriarch zur Nachtzeit fortgeführt worden sey, eilen diese in den Lateran und fordern den kaiserlichen Abgeordneten unter den furchtbarsten Drohungen auf, ihnen den Sergius zu zeigen. Während dieser öffentlich erschien, verkroch sich der zitternde Zacharias unter das Bettgestell des Patriarchen, wird bald darauf aus dem Schlupfwinkel hervorgezogen und unter Schmähungen zum Thore hinaus begleitet. Ehe Zacharias Konstantinopel erreichte, hatte eine Revolution Justinian II. vom Throne gestürzt, an deren Spitze Leontius stand, der seinen Vorgänger mit abgeschnittener Nase nach Cherson, dem heutigen Taurien, in die Verbannung schickte. Gewann auch das Papstthum in diesem Kampfe keinen Zuwachs an Macht, so gab doch Sergius seinen Nachfolgern das gefährliche Beispiel einer glücklichen Widerspenstigkeit gegen die Kaiserregierung und zeigte den Augen der Welt, wie hoch und fest der römische Stuhl bereits stand. Sergius trug durch seine Ermahnungen viel bei, den wegen der drei Capitel fortdauernden Streit in der Kirche von Acquileja beizulegen. Er starb im Jahr 701, wahrscheinlich am 7ten September.

Ende des fünften Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philippi, Karl Ferdinand,

Geschichte des Papstthums

Bd.: Bdch. 5

Dresden (1829)

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.p.o.133-a(24,2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11690465-4